

Die verwaiste Familie zog nach St. Gallen. Eine treue Dienerin und eine entfernte Bündtner Verwandte führten den Haushalt. Einige Jahre später gab er den Kindern wieder eine Mutter. Eine seiner begabtesten Schülerinnen übernahm dies schwere Amt (Helene Hock). Für Alt und Jung war es nicht leicht, sich ineinander zu finden. Künstlerisch begabte Kinder richtig zu leiten, ist nicht leicht; drei ebenso talentierte (allerdings in anderer Richtung --- ausser der Aeltesten), vergrösserten die Familie. Ein Schwiegersohn und das liebeliche Clelie mussten diese Erde verlassen.

Rudi konnte sich, dank seiner Krafnatur, in alles Schwere finden, ein kindliches Frohgemüt half ihm dazu. Seine zweite Frau tat, was sie konnte --- eine etwas schwere Veranlagung war ihr eigen --- aber zähe Willenskraft halfen, das Kärrelein tapfer auf der Lebensstrasse zu ziehen.

Er ist ein Lebenskünstler und sie eine Lebensarbeiterin.

5. Der Jakob war der viertjüngste der fröhlichen Schaar und machte nicht viel Lärm. Seiner schlimmen Augen wegen musste für ihn ein anderer Lehrgang gewählt werden, als derjenige der Brüder. Er trat in die Merkantil-Abteilung ein und kam, nach der Confirmation, nach Horn in eine Gärtnerei, anschliessend in die gut geführte landwirtschaftliche Schule "Hochburg" bei Emmendingen, nahe von Freiburg im Breisgau.

In Cilli (Steiermark) und in Budapest versuchte er sich als Müller in Schweizermühlen. Das Richtige aber schien das Molkereiwesen zu sein. Um dieses zu studieren, besuchte er eine solche Schule in Raden (Mecklenburg) und bereiste Dänemark und Süd-Schweden.

Heimgekehrt, ein frischer Bursche, konnte er seinem Schwager Victor Fehr in der Karthause eine Molkerei einrichten. Vor den Toren, in dem ehemaligen Gasthaus des Karthäuser-Klosters, gründete er seinen jungen Haushalt mit seiner lieblichen Cousine Marie Baerlocher.

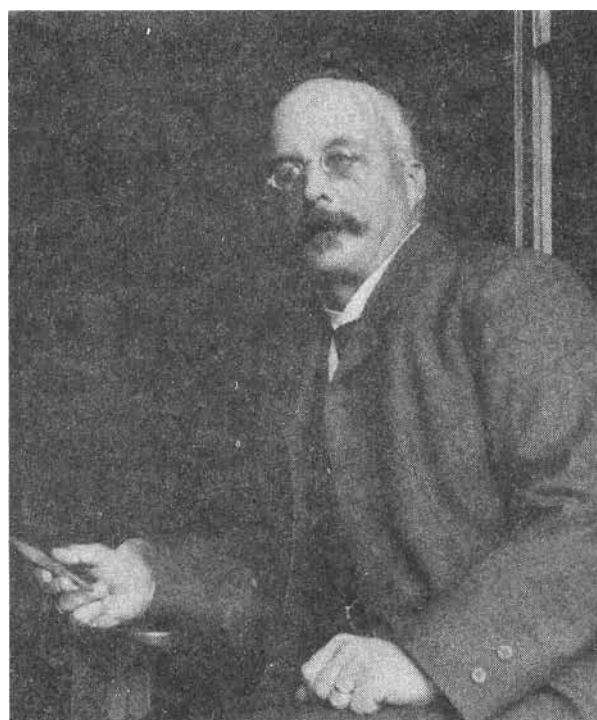


Abbildung 22 Jakob Laurenz Gsell-Baerlocher 1860-1938

Zwei Kinder, ein Mägdelein und ein Junge, kamen dort auf die Welt, das andere Pärlein in der Rossrüti bei Wil, welche Molkerei Jakob erworben hatte.

Die Familie führte ein ungemein harmonisches Dasein. Alles freute sich, dorthin in die Ferien gehen zu dürfen. Mit dem Grösserwerden der Kinder zeigte es sich als richtig und notwendig, nach St. Gallen zu übersiedeln. Jeden Tag fuhr der Vater nach Wil, unentwegt!

Seine Pflichttreue und sein Verantwortlichkeits-Gefühl waren vorbildlich. Sein ganzes Wesen voll Originalität, die ihm wohl infolge der Unverbildetheit erhalten blieb, zog die Menschen an.

Der Lebensabend war durch Krankheit beschwert, aber seine liebe, geduldige Frau, die Kinder und Enkel brachten Helle in die trüben Tage. Im Herbst 1938 durfte er sanft einschlafen, umgeben von seinen Liebsten.

Musik und Kartenspiel hatten seine gesunden Tage verschönt und sein goldener Humor über allem geleuchtet.



Abbildung 23 Julius Gsell 1857-1937

6. Der Gärtner Marti sagte unserem Viertältesten stets "Jule" an-
statt Julius (er war sein treuer Kamerad); wir bleiben bei Julius,
dem Erstgeborenen im Röteli.

Als Kind sehr zart, wuchs er zu einem gesunden Jungen heran. Wie
Jakob besuchte er die Merkantil-Abteilung der Kantonsschule, ge-

hörte den beiden Vereinen: "Didaskalia" und "Rhetorika" an. Diese spielten eine grosse Rolle. Der älteste Bruder Robert hatte letztere ins Leben gerufen mit gleichgesinnten Freunden. Eine Mädchenschaar, die "Massliebchenkette" schwärmte für die frohen und begeisterungsfähigen Burschen. Julius --- selbst von der einen, schönen Berta aus dem Wiesental, nahe dem Röteli, entzückt --- musste oft den Liebesboten spielen und tat es gern. In Lausanne wagte er sich sogar in dieser Rolle in ein Mädchenpensionnat.

Nach der Schule kam er in die Lehre zu Schläpfer, Schlatter und Kürsteiner zur "grünen Tür" (einem schönen Empirebau), nach drei Jahren für ein halbes Jahr nach Lyon, und dann ging's mit einem Jugendfreund in die weite Welt, nach Rio de Janeiro, ins väterliche Geschäft. Es sei eine sehr strenge Zeit gewesen, sagte er oft, und ohne die Briefe der geliebten Mutter hätte er vielleicht nicht ausgeharrt.

Da lernte er seine zukünftige Frau kennen und lieben, Josy Schwarz, und gründete im fernen Land sein eigenes Heim nahe am Meer. Die liebevolle Gattin und zwei lebhaftes Mägdelein verschönten ihm das Leben. Eine schwere Krankheit (Typhus) brachten ihn an den Rand des Grabes; die unermüdliche Pflege seiner Frau und der Wille zum Leben retteten den Kranken.

Einige Besuche in der Heimat zeigten den Eltern, dass es wünschenswert wäre, die Töchterlein in Europa zu erziehen. So übersiedelte die in sich so glückliche Familie nach der Vaterstadt. Die reichen Gaben: Intelligenz, Weitblick, Sicherheit des Urteils, Unbestechlichkeit, führten den Heimgekehrten bald in viele Aemter und brachten reichlich Arbeit: so die Helvetia, das Bezirksgericht und Liquidationen von Geschäftshäusern, bei denen er als Vertrauensmann wirkte.

Die Mädchen wuchsen heran, das älteste zog nach Zürich. Die geliebte Mutter starb 1909 nach geduldig ertragenem Leiden, Mann und

Tochter zurücklassend. Wie gut verstanden sich die Beiden! Enkel blühten heran und kamen voll Freude ins Grosselternhaus. Das jüngste Enkelkind wurde die Freude des alternden, aber stets warm empfindenden Grosspapas.

Im Februar 1937, am gleichen Tage wie sein Vater, durfte er (fast 80 jährig) nach einem reichgesegneten Leben seine Augen schliessen. Seine Art aber lebt weiter: eine Mischung von grosser Energie, "me muess nu recht welle", und gemütlichem Abwartenkönnen "mer wend denn luege".

7. Marie, die älteste Tochter, hatte keinen leichten Stand in der Familie. Sie sollte der Mutter eine Stütze sein und die Brüder betreuen helfen. Mit ihren schwarzen Zöpfen und den schönen, braunen Augen übte sie auf deren Freunde eine grosse Anziehungskraft aus.

In Esslingen und Paris holte sie ihre weitere Bildung nach den frohen Jahren im Schulhaus zu St. Laurenzen. Herangeblüht entzückte und berückte sie das Herz eines Ueberseers aus Schwaben gebürtig. Die Beiden verlobten sich und gross schien das Glück. Da stellte es sich heraus, dass der junge Apotheker morphiumsüchtig gewesen war und von neuem in diesen Fehler zurückfiel. Der Vater verlangte, dass drei Jahre gewartet werden müsse mit der Hochzeit, um volle Sicherheit der Heilung des Morphin-Kranken zu haben. Es war eine schwere Zeit für die junge Braut. Geheilt wurde er, aber die innere Sicherheit zum Heiraten hatte Gustav verloren. Er blieb lange Jahre in Manila; die ehemals Verlobten sahen sich nie mehr.

Es sollte aber doch nochmals ein Glück für Rötelis tüchtige Haus-tochter kommen. Der Landwirt Victor Fehr, der auch manch Schweres hinter sich hatte, bewarb sich um ihre Hand und, nach etwas sonderbarer Brautzeit, führte er sie im Sommer 1882 auf sein Gut,

die schöne, alte Karthause im Thurgau. Seine Rede: "Ich bin noch jedem edlen Pferd Meister geworden, also werde ich auch die Marie Gsell bezwingen" hat sich bewahrheitet.

Die Klosterfrau wurde sehr glücklich und machte glücklich. Vier Kinder, zwei Buben und zwei Mädchen, sorgten für fröhliches Leben, und Arbeit gab es mehr als genug auf dem grossen Gute. Wie gerne kehrten Jung und Alt in dem gastlichen Hause ein. Lange, lange Jahre durfte Marie ihren Eheherrn behalten. Der älteste Sohn pachtete den vielseitigen Betrieb, der zweite Sohn heiratete als Kavallerie-Instruktor eine Berner Patrizierin, die zwei Töchter fanden tüchtige Männer in Biere-Gimel-Bern und Sumatra-Weinfeldern. Ueberall wuchsen Enkel heran, eine blühende Schaar.

Im Januar 1938 trugen die Soldatenenkel den greisen Grossvater aus der Karthäuser-Kirche und begleiteten den Leichenwagen bis an die Grenze des Gutes. Nun lebt die allzeit tatkräftige Witwe allein; im Winter in Weinfeldern in der Nähe der jüngsten Tochter, im Sommer in der alten Heimat im Kloster; und muss lernen, den Weg allein zu gehen, den man immer zu Zweit gegangen ist. (s.S. 131)

8. und 9. Die beiden Ältesten, Hermann und Robert, muss man in einem Atemzug nennen. Obschon grundverschieden, kann man sich den einen ohne den andern kaum denken. Bei Tisch herrschte eine Nekkerei der Beiden und der Freundeskreis: "Rhetorika", "Rösslisch" und "Petulantia" war auch derselbe.

8. Hermann, Mügg genannt, was er gar nicht liebte, ging von Jugend an geistig seine eigenen Wege. Ein Einspänner, eigensinnig im Guten und Schlimmen, machte er die Erziehung nicht leicht. Voller Ideale, fand er sich schlecht in die Welt.

9. Robert, ein Gesellschaftsmensch, rasch im Auffassen und Lernen, kam leicht und gut durch's Leben. Beide Brüder bezogen Zürich als ersten Studienort.



Abbildung 24

Hermann Gsell 1854-1938

Hermann kam als angesehener Architekt aufs Politechnikum, nachher nach Stuttgart. Robert wollte zuerst Theologie studieren, aber der Mutter Wunsch ging nicht in Erfüllung; er sattelte zur Jurisprudenz über und studierte in Leipzig und Heidelberg, wo er den Doktorhut errang.

Einige Jahre waren die Brüder miteinander daheim; mit den zwei Schwestern bildeten sie ein fröhliches Quartett, das an schönen Sonntagen meist zusammen auszog. Hermann arbeitete auf dem Bau-bureau Kessler, Robert wurde zum Bezirksammann gewählt und war durch seine Güte und Arbeitskraft geliebt und geschätzt. Auf's Amt hätte er allerdings etwas zeitiger gehen können!

Hermann zog es nach der Toscana, wo junge Architekten die Profanbauten im Originalmass zeichnen und als Architektur-Werk herausgeben wollten. Einige Jahre wurden in interessantem Milieu: Böcklin, Florike, Isolde Kurz, in Florenz zugebracht. Das schöne Werk erlebte aber nur eine Anfangs-Auflage.



Abbildung 25 Robert Gsell 1853-1902

Hermann kehrte in die Vaterstadt zurück und arbeitete bei seinem Freund und Schwager Emil Wild auf dessen Baubureau, später bei Müller und Högger. Des Lebens Realitäten sagten dem Idealisten aber nicht zu. Sobald er konnte, zog er sich in sein Tuskulum im Röteli zurück.

Robert, der Fatalist, versuchte sich im Heiraten und fand in Milly Kessler eine liebe, begabte Frau. Nach dem Tode des Vaters 1896 wurde das Parterre vom Röteli ihre Heimstätte. Mit der alternden Mutter und Bruder Hermann verband sie eine innige Freundschaft. Ein Nierenleiden, infolge von schwerem Rheumatismus, machte dem Leben des noch nich Fünfzigjährigen ein Ende.

Ein 12 jähriger, begabter Knabe, er wurde später Flieger und leistete der Schweiz im Luftamt äusserst wertvolle Dienste, trauerte mit Mutter, Grossmutter und Geschwistern über diesen herben Verlust. Die beiden Einsamen blieben im Hause, und nach einigen Jah-

ren führte Hermann die Witwe seines geliebten Bruders heim. Nach dem Hinschiede der viellieben Röteligrossmama, wie hielten sie die Familie zusammen durch die regelmässigen Rötelisonntage!

Nach dem Verkauf des Gutes gründeten die Beiden ein liebes, neues Heim an der Berneck, im Röseligarten. Da säte und pflanzte die geschickte, tätige Hand der Hausfrau. Sie hatte auch viel zu pflegen, da ein jahrelanges Gichtleiden den Hausherrn plagte.

Im Herbst 1938, ein Tag vor Bruder Jakobs Tod, durfte er nach herbem Kampfe die Augen für immer schliessen.

Sie haben viel Reiches und Schönes in sich aufgenommen das ganze Leben hindurch:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluss der Welt!

Unserm Einsiedler ward diese Gottesgabe verliehen.

Mit grossem Schmerze trennten wir Rötelikinder uns von der alten, lieben Heimat. Aber es musste sein.

Am 1. August 1910 waren wir zum letzten Mal eben auf dem Berg beim Papabänkli. Es fing zu gewittern an, es donnerte und blitzte; wir flüchteten in den Stall, das Haus war schon geschlossen.

Wir sangen alte, liebe Lieder --- der Regen liess nach, der Himmel wurde blau, eine strahlende Sonne kam!

Mit hartem Knall schmetterten wir das hölzerne Gartentor zu. Aus, für immer. --- Nein, allgegenwärtig für alle Zeit!

II I. OTTO GSELL-DIETSCHI

REDE ÜBER DIE EREIGNISSE DER JAHRZEHNTE 1902-1972

ANLÄSSLICH SEINES 70 STEN GEBURTSTAGES AM
23. APRIL 1972 IN ST. GALLEN.

Wenn ich den kurzen Worten der Begrüssung nun in einer Rede, die Basler würden sagen, "wie es sich geziemt", ein Rückblick halte und bei dem Zusammentreffen der weiten Verwandtschaft vor allem dessen gedenke, was - neben der Berufs- und Tagesarbeit, der Erholung in den Ferien - der stete Kontakt mit einer grossen Sippschaft bedeutet hat, nicht nur der heute unter uns Weilenden, sondern in Gedanken verbunden mit all denen, die in den 70 Jahren weggegangen sind, so möchte ich nur alle 10 Jahre ein Datum herausgreifen, also von 1900 - 1902 bis zu 1970 - 1972 8 verschiedene Etappen. Ich sollte dabei nicht von Stufen sprechen, denn es geht nicht immer nur voran, sondern auch wieder bergab und man kann sich fragen, was bleibt. Die Gräfin Marianne Dönhoff hat einem ihrer ergreifenden Bücher, das von der Vernichtung ihres Stammes und ihres Stammhauses in Ostpreussen durch den zweiten Weltkrieg berichtet, den Titel gegeben: Namen, die niemand mehr kennt. So wird es bald auch in unserer Näff'schen Sippschaft sein, die als Gründer in Altstätten, wie dies für einen Stammbaum wohl allgemein der Fall ist, eine bedeutsame Persönlichkeit aufweist. Dessen Stamm ist bei uns nun über 6 Generationen in die Weite gegangen, sodass auch das "Du" der Anrede, das noch am Familienfest alle 4 Jahre in Altstätten aufrecht erhalten wird, schon

kaum mehr unter den 300-400 Abkömmlingen berechtigt erscheint. Vergangen sind auch die Wohnstätten, vorallem auch die Wohnweisen, denn die Zeit ist vorbei, wo eine Familie in einem grossen Hause wohnt, mehrere Bedienstete hat, vorbei auch die Zeit, wo die Geburtstage sämtlicher in St. Gallen weilenden Familienältesten, sowohl Mann wie Frau, gemeinsam beim schwarzen Kaffee gefeiert wurden. Dass der Sippschaftsgründer Johann Matthias Naeff (1773-1853), mein Ururgrossvater, ein bedeutsamer Mann war und von den Seinen bis in das hohe Alter verehrt wurde, kann man auch heute bei einem Rückblick mit Bestimmtheit sagen. Seine Ausbildung war schon besonders in dem Kreis der pädagogischen Schule "Philantropin" im alten Schloss von Haldenstein bei Chur, wo jetzt eine Museale Ausstellung eingerichtet worden ist, die auf die geistige Bedeutung dieses Bildungszentrum der Jahre 1765 bis zur französischen Revolution hinweist und die Personen aufführt, die aus der Schweiz und aus dem Ausland dort ihre entscheidenden Lebenseinflüsse empfangen haben. Als nicht ganz gewöhnlich kann auch die Hochzeit des Johann Matthias wegen des Ortes genannt werden, nämlich 1796 in der Schlosskapelle von Reichenau, wo Näff und Dalp sich vermählten. Seine Tätigkeit als Kaufmann, als "Leinwandherr" in Altstätten, wo die Güter von Verona über den Septimer in das Rheintal kamen und von hier über den Bodensee in die deutschen Gebiete befördert wurden, eine Handelstätigkeit, die auch die befreundeten und schliesslich verwandten Familien Custer und Messmer, sowie Heer und Lutz in Rheineck ausübten. Es war die Zeit der Aufklärung, der Revolution gegen die alten Orte der Untertanenherrschaften, der Bildung des Bunds der Eidgenossenschaft, an dem Johann Matthias mitwirkte und eine Regierungsratstelle im neugeschaffenen Kanton St. Gallen erhalten hat. Von seiner reichen Kinderschaar, die alle 10 sich zu Persönlichkeiten entwickelten, möchte ich hier nicht vom Kaufmann Carl und Anton, nicht vom Arzt Eduard, auch nicht von den Frauen Kubly in St. Gallen, Lutz und Custer in Rhein-

eck, Hilty in Stuttgart berichten, nicht von August, der bedeutende Feuerkopf, der in den Gährungsjahren von 1830 als Volksredner auftrat und in die Aemter kam, aber nur 36-jährig in der Blüte seiner Jahre starb, sondern von den Geschwistern nur 2 erwähnen. Das eine ist der bedächtige Wilhelm 1802-1880, der als 8-maliger Landammann und Tagsatzungsgesandter, als Vermittler mit dem Sonderbund, seine grossen Verdienste hatte und 1848 in den ersten Bundesrat gewählt wurde. Er aber hat das Schicksal aller, bis jetzt zu dieser Ehre bekommenen St. Galler-Bundesräte geteilt, alle ohne Glorie oder, wie es die Basler-Nachrichten letzthin ausgedrückt hat, ohne "Fortune", sodass sie nach vorzüglichen Wirksamkeiten in ihrem Kanton in der Eidgenossenschaft nicht zur erhofften Wirkung kamen und sich nicht dem Amt entsprechend entwickelten. Unser Näff'scher Bundesrat blieb über 27 Jahre auf seinem Posten und wurde schliesslich als ein Ueberbleibsel aus alten vergangenen Tagen empfunden, geistig bereits abgebaut, als er 1875 endlich abdankte. Wir müssen nur hoffen, dass dieses Geschick der St. Galler-Bundesräte nicht auch auf den vor kurzem neugewählten Mann der Ostschweiz übergreift.

Unumstritten blieb dagegen der Jüngste der Söhne, Adolf Näeff (1809-1899), der Urgrossvater der Mehrzahl der Anwesenden, persönlich gekannt aber nur noch von 2 oder 3 Basen, die hier sind, gestorben gerade vor der Jahrhundertwende, mit seinen 90 Jahren an Altersbrand. Seine Konstruktionen als Ingenieur sind erhalten geblieben, nur dass man den Autor kaum mehr weiss, so die St. Gallen-Vögelinseggstrasse, die gewagte Strasse durch die Schlucht von Ragaz nach Bad Pfäfers, die kurvenreiche dem heutigen Verkehr noch immer entsprechende Ruppenstrasse, die erste Bahn von Zürich nach Baden, die Spanischbrötlibahn, die schöne Landstrasse von Stein-Säckingen nach Koblenz. Er war Erbauer der einzigen Eisenbahnbrücke, die direkt über den Rhein zwischen Eglisau und Basel von der Schweiz nach Deutschland führt und die hier von keiner

zweiten gefolgt war, nämlich von Koblenz nach Waldshut, endlich mit Riggensbach die Rigi-Bahn, wo heute 100 Jahre später die alte Loki mit der schrägen Plattform und dem Zahnrad wieder aus der Remise hervorgeholt wurde und erneut bergauf fährt. Sein Heim, der Schäfliisberg ist als grosses Familiendomizil mit ihm untergegangen und an dessen Platz ist nun zeitentsprechend ein Altersheim gebaut worden. Gleich kurz darauf, 1910 ist auch das andere unserer St. Galler-Ahnen Heime gegangen, das um 1850 konstruierte Röteli, damals am Rande der Stadt, der Sitz einer Untergruppe dieser Sippschaft, der Gsellen. An das Röteli gehen auch meine frühesten Erinnerungen, so über dem Verstecken im Garten, die Boggiaspiele der Herren, vom hellen Tee des Z'Vieri, dieses heimelige Zusammentreffen am Sonntagnachmittag mit den 3 Gruppen, die der Alten, der grösseren Töchter und Jünglinge und die der Kinder, zu denen meine Brüder und ich gehörten, alles überleuchtet von der klassischen Grossmutter Wilhelmine, die immer eine schwarze Chapotte trug und von der ich mich nicht erinnern kann, sie je ausserhalb des Wohnstockes gesehen zu haben. Sie gehörte nicht in die freie Natur und war immer eine wirklich lebenswürdige und dabei vollanerkannte Seniorin einer frommen Zeit, wie sie auch ihr bevorzugter Maler Ludwig Richter in seinen feingezeichneten Familienbildern immer wieder dargestellt hat.

Damit rücke ich bereits zur zweiten Stufe der Jahre 1910-1912, also der geruhsamen, fortschrittsgläubigen Zeit vor dem ersten Weltkrieg, wo die Mehrzahl der St. Galler Kaiser Wilhelm als den Friedensfürsten am höchsten schätzten, sodass als die Falschmeldung eines Attentats auf den Kaiser während des Krieges, angeschlagen am Stadtanzeiger, tiefe Betrübnis auch bei meinem Vater erweckte, der wie sein Politiker Bruder Walter ganz in der Richtung von ihrem verehrten Bundesrat Hofmann überzeugt deutschorientierter Ansicht war. Uebrigens habe ich diesen ersten Bundesrat mit grossen Augen angeguckt, als er die Kadetten des mächtigen

Corps der St. Galler Mittelschüler, mit dessen Musik ich auch stolz am Donnerstagnachmittag durch die Strassen der Stadt marschierte, im Jahre 1914 inspizierte. Diese Zeit war für mich und die Zwillinge eine glückliche und frohe Periode im "Bierhof", dessen Namen meine Mutter für ihr Lebensheim im Innersten schon nicht schätzte, von dessen Balkon wir gern nachts heruntersahen, wenn die Glocke läutete und der Vater als Arzt zu einem Besuch, stets zu Fuss, meist Richtung St. Georgen, gerufen wurde. Dass er wohl einer der ersten Fabrikärzte in der Schweiz gewesen ist, dies in der Spinnerei im Philosophental und dass er der Sozialmedizin mit seiner grossen Praxis bei den einfachen Leuten nahestand, darf hier besonders erwähnt werden. Dass er diese Praxis auch ausführen konnte mit schwerer Sehbehinderung, damals gezwungen bei einer Netzhautablösung, eine 2-monatige Dunkelkur zuhause im Sprechzimmer mit den herabgelassenen Jalousien durchzuführen, wobei man ihm nur hinter einem Vorhang im Dämmerlicht einer kleinen Lampe vorlesen durfte und wobei nur nachts Spaziergänge gestattet waren, scheint mir retrospektiv noch immer bewundernswert. Dass dabei der Mutter Irma eine grosse Aufgabe zukam, die sie über 40 Jahre unverdrossen und zuverlässig löste, als Vorleserin nicht nur aller Tageszeitungen, sondern aller Bücher der modernen Autoren Europas, kann auch denen gesagt werden, die sie vielleicht zu herb und zu sehr nur dem engsten Kreis ihrer Familie zugetan beurteilten. Für uns 3 Kinder war das auch die Zeit der weiten Spaziergänge in der Umgebung St. Gallens, sodass wir immer mit genauen Karten ausgerüstet und vom Vater selbst als Wegesucher angestellt, die Heimat wirklich kennen lernten. Es war die Zeit des Fussballspiels, des Velosportes, noch nicht der Pfadi, der sommerlichen Ferien, jedes Jahr an einem andern Ort, das einema! an einem See, das andere Mal in den Bergen, die Hans, Carl und mich die Schweiz schätzen liessen. Das Ausland blieb damals noch für die Extraferien der Eltern, jeweils im Frühjahr, reserviert. Es war auch die Zeit, da

die Schule keine grossen Probleme aufwarf, da man einfach lernte und den langen Schulweg mit den Kameraden schätzte, führte er doch an grossen Baugruben vorbei, damals für den Bahnhof und die Post als mächtigem Neubau und für das Bezirksgebäude, von dem meine lebensfrohe Grossmutter Klara Bärlocher-Näff hoch betagt stets sagte, dass sie dies doch noch erleben möchte, als sie tapfer, den finanziellen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit im Stickereizentrum nicht ausweichend, im Bürgerheim ihren letzten Wohnsitz fand und nicht mehr all die für sie so schön gewesenen "Jours" bei Tante Hedwig Weydmann an der Notkerstrasse und früher bei Frau Schlegel im Schlössli geniessen konnte. Auch ihren jährlichen Aufenthalt im Hof Ragaz, ihr gestiftet vom früheren Familien-Schützling und damaligen Lausbub, ihrem Neffen, dem späteren erfolgreichen Fabrikanten, unserem Onkel Adolf Habisreutinger, der ihre eigenen Söhne im Wirkungskreis des Lebens weit übertraf. Aus der Bärlocherfamilie lernte ich schon früh zu erkennen, dass eigentlich die treibenden Kräfte die Frauen sind, dass in ihnen das Positive des Erbes weitergeht und dass ihre Sippschaft den nur an die Männer gebundenen Familiennamen länger überdauert. So sind von den Näffen nur noch spärliche Reste, diese wenigen Jünglinge dafür für die Zukunft sehr hoffnungsvoll übrig geblieben, von den Bärlochern niemand mehr und von den Gsellen auch für die Zukunft derzeit nur wenige Sprösslinge, keiner von den Zweigen in Paris und Buenos Aires. Deshalb gehen meine Gedanken besonders in Dankbarkeit an die mir nahestehenden Frauen der 4. Generation, meine Tanten zurück, an die sorgende, geistig rege und stets an jedem Geschick teilnehmende Tante Vreneli Streuli und ihren Kreis in Zürich, an die zarte poetisch-romantische Tante Marieli, ihren Freitagszvieri, wo man erst einige Wochen sich durch die Holunderkonfitüre durchessen musste bis die geschätzte Erdbeer- und Himbeerkonfi aufgetischt wurde und wo wir als Kinder noch nicht verstanden, weshalb der dann aus seiner Klause zum Tee erscheinende

Onkel Jakob stets Emmentalerkäse erhielt und daran Freude haben konnte. Dann bleiben die Gedanken gern bei der Tante Estherli mit ihrem einzigartigen Waidhof am Bodensee und den Musikkreis von Othmar Schöck, früher noch mit den Erzählungen ihrer Mutter Hedwig, die fast erblindet uns über Schicksale und über Lebensfreuden berichtete. Ebenso gern gehen sie zurück an die wohl klugste und deshalb auch etwas kritisch urteilende Tante Clara Wild, die erst oben im Gewerbemuseum, später im Hohentwil Stuben hatte, in der auch die Jungmannschaft stets gern hineinging, zuhörte und etwas zum Spielen und Knuspern kriegte. Zuletzt unter diesen Frauengestalten hervorzuheben bleibt die ganz anders artige, für die Rechte der Frauen kämpfende Tante Helen David, deren Postulate heute erfüllt sind, die es aber nicht leicht hatte die Tagessorgen mit den Museen des Gatten Rudi David zur Uebereinstimmung zu bringen.

In diese Stufe möchte ich auch die nun anders gearteten Sonntagnachmittage erwähnen, wo der ganze Verwandtenkreis aus dem Röteli sich im "Nest" oberhalb der Stadt traf, wo wir gern den politischen Gesprächen zuhörten, so dem Nationalrat Onkel Emil Wild, der im ersten Weltkrieg ziemlich vereinzelt auf die anglo-fränkische Seite hielt, dem Grossrat und Präsidenten Onkel Walter Gsell, dessen Gründung eines Bürgerheims, des Altersheim Kappelhof mit Landwirtschaft, des dritten Altersheim im Sömmerli, der Stadtbibliothek Vadiana, des damals noch nötigen Waisenhauses und des historischen Museums in seiner Amtszeit als imponierend und als weit-sichtig zu bezeichnen sind, auch wenn die letzten Jahre durch die Finanzkrise und die nicht geschätzte Bürgersteuer einen Schatten auf diese Fortschritts-Taten warfen. Mehr Zuhörer waren in der Runde im "Nest" der als weiser Mann von Rio zurückgekommene Onkel Julius, bei dem man noch den Kaffee, direkt von Südamerika ihm zu-gestellt, zum Mahlen abholte, der Onkel Jakob, auf dessen Buttermodell mit unserem Namen wir stolz waren, auf meinen Vater Otto, der als Onkel die ganze Familie inkl, Nichten und Neffen zu behan-

dein hatte und zu dem man uneingeschränktes Vertrauen haben konnte und auch gehabt hat, auf den so anders gearteten Onkel Rudi David, wegen dem man extra in den französischen Gottesdienst in die Katharinenkirche ging, um seine schöne Stimme zu hören. Fern blieb aus dem Kreis der Röteli-Kinder nur der Einsiedler von der Berneck, Onkel Hermann, in dessen Garten ich unter der immer beschäftigten und auch stets nervösen Tante Mily die ersten und auch später nicht weiter verfolgten gärtnerischen Künste lernte, und der nur wenigen seiner Nichten ein Blick in seine belesene Persönlichkeit bot. An den andern Sonntagen kamen die 4 Brüder zum Skat zusammen, eine schöne Gewohnheit, die wohl ganz allgemein auch Vergangenheit geworden ist. Ausserhalb der Heimatstadt St. Gallen war, was heute bei Geschwistern selten wäre, nur eine Schwester sesshaft geworden, Tante Marie Fehr, deren prächtiges Heim in der Karthause Ittingen all den Verwandten als Ausflugsziel ideal erschien und von wo der Karthäuser-Wein, wie säuerlich er auch werden konnte, in allen Sparten der Familie als das Optimum eines Schweizer-Weins geschätzt wurde.

Denke ich an die dritte Etappe in den Jahren 1920-1922 zurück, so war das Ende des 1. Weltkrieges darin das Bestimmende, für unsere Generation in der Lehrphase das Hinfallen aller bis anhin unumstösslichen, seit 1/2 Jahrhundert immer gleichen Landesgrenzen, was die Relativität der Werte zu erkennen gab. Damit stimmte auch die damals konzipierte Theorie von Einstein ganz überein mit der Relativität in der Wissenschaft. So kam es, dass der Wandel in den Regierungen, in der Dominanz der einzelnen Parteien, der Aufstand der Massen, der Fall der Kolonien meiner Generation ganz natürlich erschien, auch die Unterstützung der politischen Linkstendenz, die Förderung der Sozialbelange, dies ungestört von der vollen Bejahung des Militärdienstes für die Heimat, der mir wie vielen anderen über mehr als drei Jahrzehnte körperliches Training, Kenntnis fast aller Teile der Schweiz, Lösung von Erziehungsfragen, vorallem aber auch

Freundschaften gegeben hat. Die höhere Schule, das Gymnasium war damals noch nicht so sehr durch ausschliessende Examen, wie sie die heutige Jugend fürchten muss, belastet. Die St. Galler-Kantonschule konnte gern und ohne Zwang absolviert werden. Die eigentliche Anregung fand in den Kreisen der Studierenden selbst statt. Die meistgeschätzten und lebensweisenden Schriftsteller waren in diesen Zeiten für mich Romain Rolland mit seinem heute seiner Formlosigkeit wegen kaum mehr lesbaren Jean Christophe und Hermann Hesse, für meine Frau Jakob Bosshard mit seinem "Rufer in der Wüste" und Leonhard Ragaz, der von der religiösen Basis zur Lösung der sozialen Fragen zu kommen suchte. Auch das Medizinstudium, das anschloss, war noch weltweit möglich, führte mich erst nach Genf mit ganz vorzüglichen Lehrern, wobei der Botaniker Chodat seine Studenten in den Süden führte und die Kenntnis von Biologie und Genetik mit der Kunst vereinigte. Sein Ausspruch "La nature gaspille avec ses moyens" wies uns für immer auf den Ueberfluss des Lebens in all seinen Gebieten hin. Grosses Theater mit den Pitoeffs machte hier Eindruck, später in Zürich das damals führende Schauspielhaus. Dann konnte der Wunsch erfüllt werden, soweit als möglich zum Studium fortzureisen, so im nordischen Kiel mit den Wanderungen am Meer, nachher in Paris mit seinen Spitälern und Kunstschätzen, anschliessend in Wien mit anregenden Professoren und vorzüglichen Theatern, mit Reisen nach Ungarn bis zum Balkan und in die Berge bis auf den Grossglockner und längs der Donau hinauf in die liebliche Wachau. Es war dies ein frohes Studentenleben im Kreis gleichgesinnter Freunde.

Erst in der dritten Stufe 1930-1932 fand auch die holde Weiblichkeit Einzug in den Lebensraum. Es war für mich die Zeit am Kantonshospital Zürich, anschliessend an die erste Assistentenperiode in Basel unter dem mich am meisten anregenden Chef Prof. Robert Rössle, der später in Berlin die Geschicke der Deutschen pathologischen Gesellschaft leitete und selbst die Wirren des Hitlertums und der

Besetzung am eigenen Leibe erfahren musste. In Zürich fand ich an der Medizinischen Klinik unter dem grosszügigen, die Einzelnen selbst in ihrer klinischen Forschung sich entwickeln lassenden, aber durch seine Autorität imponierenden Prof. Otto Nägeli eine Gemeinschaft, die versuchte eine Universitätsklinik so modern wie möglich zu konstruieren.

Damals erlebte ich in der Heilkunde den Anfang des Sieges der Chemotherapie aktiv mit, kam doch erst das Insulin auf und wälzte die strenge Diätbehandlung des Diabetes um, kurz darauf die Lebertherapie der schwersten Anaemie, später als Vitamin B 12 isoliert, und wurden in dieser Zeit bereits die ersten Sulfonamide gefunden, die dann in der nächsten 10-jährigen Etappe mit der Entdeckung der Antibiotika und der Kortikosteroide zu der Umwälzung der medizinischen Behandlung führten.

Im Kantonsspital Zürich fand ich aber, was das wichtigste für ein glückliches Leben war, meine Gattin. Klara hatte hier die erste schweizerische Diätküche ins Leben gerufen, sich eingehende Erfahrungen im Beruf, in der Schwesterntätigkeit und im Erproben der optimalen Ernährung für die Kranken gesammelt. Sie drückte dem seitherigen gemeinsamen Leben den Stempel einer weitherzigen, verständnisvollen fraulichen Liebe auf und brachte als gereifte Persönlichkeit Wärme und Frohmuth in die weite Familie, in der ein frischer andersartiger Wind nun über 3 Jahrzehnte anhaltend wohltuend wirkte. In der Mitte der Dreissigerjahre fiel die Trauung in der alten Kirche zu Greifensee und zuvor als erstes grösseres Fest der Polterabend im Waldhaus Dolder. Für mich begann damit der nun über Jahrzehnte dauernde frohe Kontakt mit dem Landwirtschaftskreis in Nänikon, mit den schon dahingegangenen Rosy und Gottfried Ochsner und deren 4 Kinder, mit dem tüchtigen Schwager Gubler und mit Marta in Wangen und dem Bruder Heinrich mit Ida in Winterthur. Das Jugendideal meiner Gattin, geprägt von der väterlichen politischen Gruppe der Grütlianer, fand in den Sippschaften, der sie als immer ausgleichender und mitempfindender Pol angehört, ihre Verwirklichung nämlich "Arbeiter, Bauer, Wissenschaftler sollen die 3 Eidgenossen der Zukunft sein."

Die vierte Etappe ab 1940-1942 war für alle die Zeit des 2. Weltkrieges, für uns das Leben im eigenen Heim in St. Gallen mit den 3 gut heranwachsenden Kindern, die in der geräumigen schönen Wohnung an der Scheffelstrasse gross wurden, mitbetreut von den zwei treuen Hilfen, von Vally, die bei uns ihr letztes Lebensjahrzehnt als zuverlässige Münchner-Köchin verbrachte, und Cilly, die dann über 35 Jahre der Familie treu blieb. Beruflich war mir ab 1936 die selbständige Arbeit eines Chefarztes einer internistischen Abteilung übertragen, die nun zu einer medizinischen Klinik mit all ihren diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten ausgebaut werden konnte, wohl belastend durch 300 zu betreuende Bettpatienten, aber stets erfreulich durch die Zusammenarbeit mit den treuen, arbeitsfrohen Ingenbohrer- und den tifigen, munteren Schwestern, der Pflegerinnenschule, in deren Vorstand Klara über Jahre mitwirken konnte, den anhänglichen Patienten, durch die freundschaftliche Verbindung mit Chefkollegen, Oberärzten und Assistenten und der anregenden stillen wissenschaftlichen Tätigkeit in der Freizeit, die zur Entdeckung und Differenzierung neuer Infektionskrankheiten und zur Erkennung schwerer gesundheitlicher Schädigung durch die Umwelt und durch die Genussmittel im Krankengut führte. All diese Arbeit war nur möglich, da eine liebe Gattin, das schöne häusliche Heim, die Abende und Sonntage mit den Kindern, den frohen Ausgleich und die entspannende Basis für die Arbeit im Beruf gegeben haben.

Im Krieg kamen wie für alle die Einschränkungen, im Spital die Pflege der Internierten und erschütternd dann die Konzentrationslager-Häftlinge, die gegen Ende der Kampfhandlungen in die Schweiz gebracht wurden, wo auch wir all die Jahre, im Schutze der Neutralität, erfahren konnten, was Hunger, was Folterung, was Verfolgung durch einen Parteistaat für Schaden an den Menschen anrichtet. Erfreulich war wieder die Tätigkeit als Internist in den verschiedenen Militärsanitätsanstalten, der Kontakt mit den Wehrmännern und persönlich mit den Kameraden mancher Bergtouren, die mich auf einen Grossteil der Schweizer Viertausender Bergspitzen brachte.

In der Familie war es die Zeit des Abschiednehmens von den Tanten und Onkeln, von den Eltern, von der vierten Generation nach Johann Matthias Näff, wohl von den meisten in hohem Alter und nach Abschluss eines, wie wir sagen dürfen, eines erfüllten Lebens, für die Zurückgebliebenen einer Periode voll Wehmut, besonders auch wegen des Abschieds von Bruder Hans, der fern in Argentinien früh wegstarb. In der engeren Sippschaft entwickelte sich mit allen, die in St. Gallen von der gleichen Generation lebten, ein stets lebhafter Kontakt, wobei ich nur die ebenso tüchtige wie liebe Ebeth Schelling und die immer frohmütige Friedi Im Hof und deren Familienkreise erwähne. Zwei Gsellen-Familien standen uns besonders nahe, so die rasch mit 6 jungen Köpfen sich vermehrende Pfarrerfamilie von Carl und Margrit, erst in Wattwil, dann in Gossau und schliesslich im sonnigen Heim in Niederteufen, sowie die Generaldirektorenfamilie von Willi und Edith mit ihren drei Kindern an der Dufourstrasse, womit sich für unsere Kinder ein neuer Kreis einer weiteren Generation sich bildete. Schön waren immer die Zusammenkünfte am Silvester-Abend, welche die Bärlocher'sche Sippschaft erst bei der Grossmutter Klara in ihren verschiedenen Heimen, dann bei meinen Eltern im Bierhof und ab 1933 an der Schubertstrasse vereinigte, stets mit dem klassischen Schinkenessen, mit den Kleingeschenken einer Verlosung, wo die Dichtkunst Triumphe feierte, nach dem Glockenläuten mit dem Glühwein und später bereits mit den Telefons der Verehrer der jungen Töchter der sechsten Generation.

Die folgende Etappe 1950-1952 begann mit dem Aufatmen nach Ende des Krieges, mit der Freude wieder aus den engen Schranken unserer verschonten Heimat hinaus in die Welt zu fahren und auch andere Probleme und neue landschaftliche und künstlerische Schönheiten kennen zu lernen, für uns erst nach Skandinavien, dann nach Oesterreich, Italien, Spanien, die USA, damals bewundernswert mit den vielen technischen Neuigkeiten, die dann später alle auch zu uns

kamen und unser tagtägliches Leben änderten. Denken wir nur daran, dass in der ersten Etappe unseres Lebensabschnittes das elektrische Licht noch nicht bestand, dass am Bett die Kerze brannte, dass die Autos erst mit der Zeit des ersten Weltkrieges richtig aufkamen, auch das Maschinenschreiben, das moderne Skifahren und die Flugreisen, alle noch gar nicht so alt.

Im Spital konnte anstelle des Absonderungsspitals der Neubau des wohl ersten Mehrzweckkrankenhauses in der Schweiz in die Wege geleitet werden, in der Wissenschaft eine aktive Tätigkeit im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Innere Medizin, das Mitwirken in den Aerztevereinen und persönlich die Gründung der Schweizerischen Gesellschaft gegen die Poliomyelitis, eine der seltenen Vereinigungen, welche ihr Ziel, nämlich die Ausrottung dieser Krankheit, dank der Verhütung durch Schutzimpfung, innert 15 Jahren erreichen konnte und die sich 1970 wieder auflösen durfte, für die vereinsfreudige Eidgenossenschaft ein Sonderphänomen.

Für die Familie war die Gründung des Ferienhauses in der Lenzerheide ein Kernpunkt, wo nun Eltern, Kinder, Verwandte und Freunde immer wieder im Sommer zum Wandern, im Winter zum Skifahren ihr ideales geschütztes Heim fanden.

Diese Periode fand den Abschluss in der Wahl zum Direktor der Medizinischen Poliklinik und zum Beginn einer Tätigkeit als Lehrer an der Universität Basel. Nicht dass mir das schöne Wirken im Kantonsspital St. Gallen und die Leitung des Aerztevereins, die amtlichen Tätigkeiten nicht genügt hätten. Es war mehr die Freude an einer nochmal andersartigen Berufstätigkeit in einer neuen grössern Stadt, die wir beide dann sehr schätzen lernten, vom Historischen bis zum Gesellschaftlichen, die Eingliederung in die Universität mit deren Persönlichkeiten aus allen Fakultäten, nicht nur der Medizin, und mit der Anregung durch die Studenten.

Wieder eine Stufe später 1960-1962 lag bereits die Reorganisation der Universitätspoliklinik zu einer modernen Ambulanz mit den verschiedenen Subspezialitäten unter Eingliederung der entsprechenden Leiter als Privatdozenten in den Lehrkörper fast abgeschlossen vor. Die Lehrtätigkeit brachte Belastung und Freude, wobei die Vorlesungen und Demonstrationen oft sehr gut gerieten. Ich glaube, dass ich ein rechter, aber nicht enthusiastischer Dozent war, da mir das Absolutistische in der Thematik und der ebenso geschätzte humoristische Sarkasmus abging. 1960 war das Jahr des 500-jährigen Jubiläums der alten Universität, wo ich als Dekan die Begeisterung und die Volksverbundenheit der Uni Basel miterlebte und wo am Fest die geistige Elite in Wort und Schrift hervortrat. In den seitherigen 12 Jahren sind nun bereits all die hervorragenden Repräsentanten der Basler-Universität dahingegangen oder zurückgetreten. Es waren Jaspers und Karl Barth, die in der Regenz wegen der Gästeeinladungen zum Fest über eine Auswahl oder über die Freizügigkeit der ganzen Welt aus ihrer Lebensanschauung stritten. Es waren Portmann und Bonjour, zwei führende Pole im naturwissenschaftlichen und im geisteswissenschaftlichen Leben. Es war der Beginn der kurzen Glanzperiode von Max Imboden und die Zeit des Ruhmes des sympathischen Nobelpreisträgers Reichstein. Für mich war stets der Kontakt mit den medizinischen Lehrstuhlinhabern anregend und anspornend, der Kontakt mit den Internisten der Schweiz und den Leptospirenforschern der ganzen Welt, die Zusammenarbeit in eidgenössischen Kommissionen mit Studienreform und Expertenberichten und in der neugegründeten Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaft. Dazu gab die Verbindung mit dem Tropeninstitut Basel und mit dessen Führerpersönlichkeit Rudi Geigy einen Blick in die dritte Welt, in das Entwicklungsland von Tansania, dem ehemaligen Deutschostafrika, mit einer Tätigkeit als Lektor in der Ausbildungsstätte für die schwarzen Studenten in Ifakara. Hier im tropischen Busch imponierte das Wirken der Missionen, die Lern-

freudigkeit der schwarzen Zöglinge und der Blick in die noch erhaltene Tierwelt in den tropischen Steppen, in der Serengeti im Mikumipark, durch den die Strasse nach Ifakara hindurchführt, und die Fahrten rund um den Kilimanjaro. In eine andere Welt wieder führte die Studienvermittlung finnischer Studenten nach Basel mit den Besuchen von Klara und mir im Hohen Norden, in Turku und in der finnländischen Wälder- und Seenwelt. Klara fand in Basel, kaum angekommen, einen erfreulichen Wirkungskreis im grossen, führenden Frauenverein Basel, in der Leitung des Heimes für Kinder in der Breite, im lebhaften Universitätskreis der für das Jubiläum einen grossen Wandteppich stickenden Damen und dann später in der Kirchenvorsteherschaft zu St. Peter.

Der Sippschaftskreis in Basel war wieder ein anderer nicht weniger ausgedehnt. Nur dass wir ohne unser zutun aufeinmal zu den Senioren zählten, eigentlich ohne uns entsprechend zu fühlen. Da war der Kreis um die immer spritzige und ostschweizerische neugierige Hanni Kläui, der frohmütige, von der Landwirtschaft angehauchte Kreis von Maiegi Kollreuter mit dem basellandschaftlichen Sitz im Hügelland der Bütsche, das familiengeschichtliche, gut bürgerliche Zentrum um Renate Altwegg, der geistig rege Kreis um Paul und Marianne Naeff, die in ihrem Sommersitz bei Langenbruck nicht nur eine frohe Runde vereinigten, sondern uns auch mit den letzten Stammesmännern der Naeffen in Kontakt brachten. Anfangs war auch noch ausserhalb des engern Kreises der Charme des Riehener-Hauses von Rudolf und Margarete Gsell-Busse und ihrer Töchter anziehend, später dann auch in Baselland der leuchtende Stern des Astronomen-Paares von Uli und Vera Steinlin. Nicht zu vergessen ist dann noch das sprachgewandte Milieu, dem Lux David und Traute einen anderen Charme gaben. In unserem sympathischen Haus an der Maiengasse mit dem Gartensitz unter der grossen Kastanie und den blauen Iris um den Springbrunnenteich fand der frühere Familiensilvester seine Fortsetzung in einem Novemberfestabend, der von Frau Klara stets meisterlich ausgestaltet wurde.

Die eigene Familie war unterdessen auch ausgeflogen. Ganz nah in prächtiger Sicht am Rhein lag das Heim des Mediziners Hanso mit Heide und Kindern. In dem sonst unbekanntem Füllinsdorf nahe den Jura-Buchen hatte der Chemiker Laurenz mit Corinne und Tochter sich niedergelassen und weit weit weg in Neuseeland Regin mit 3 Töchtern und dem Geologen-Gatten Peter, der die Antarktis kennen lernte und seiner Familie wenig bekannte Länder und Kulturen erschloss. Einen Besuch haben erst wir zwei Eltern in das eigenartige schöne menschenarme Land gemacht, wobei das Blattner-Ehepaar hofft, dass auch andere folgen. Erfreulicherweise schickte Regin die lernfreudigen Töchter 1970 noch für 1 Semester in die Basler-Volksschule und an die Maiengasse, damit sie den Basler-Slang selbst kennen lernen, wenn der heimatliche Dialekt des St. Gallisch-Rheintalischen der Grosseltern nicht mehr weiter wirken wird.

Damit sind wir bereits bei der 7. Etappe 1970/1972 angelangt, in welche zu feiernde Geburtstage fallen, und die Verwandten nochmals vereint in der alten Heimatstadt in einem neuerstandenen alten Stadthaus, das die Zunftstube im Zollikoferischen Schlössli an der Spisergasse wieder in die Gegenwart zurückgebracht hat. Erinnerungen sind dadurch wachgerufen an die Altvordern von St. Gallen und an die weit in die Welt hinaus verstreuten Glieder der Sippschaft, von der hier in meinem Lebenslauf, wo sie so starke Kerben geschlagen hat, gesprochen wurde.

Dass der Abschluss eines Rückblickes auch immer Dankesworte an die Mächte der Geschicke bieten soll, ist in der Tradition schon immer festgehalten und wird von Herzen gern getan. Es ist hier die dankbare Freude, dass unser Leben in die einzigartige Schweizerheimat hineingepflanzt war, dass dieses Bindungen über die ganze Welt gestattet hat und doch im Erdreich einer nicht weltberühmten, aber bodenständigen und für unser Land aktiv tätigen Gemeinschaft begründet lag. Ich möchte dabei schliessen

mit einem Spruch der Grossmutter Wilhelmine Gsell-Lutz an die kommende Generation, den sie am 7. März 1877 in der von der Jugend nun längst nicht mehr lesbaren deutschen Schrift zum 25-jährigen Hochzeitstag aufgezeichnet hat und der leicht ergänzt lautet:

Silbern glänzt der Festtagmorgen
weggespült nun Gram und Sorgen,
Gott befohlen all die Lieben,
die hinaus ins Weite ziehn,
und auch was zuhaus geblieben,
Gott mög Glück und Gnad verleihn.



Abbildung 26 Wilhelmine Gsell-Lutz 1827-1909
im Röteli in ihren alten Tagen

II K. WALTER GSELL, BÜRGERRATSPRÄSIDENT 1861-1929

ANSPRACHEN ANLÄSSLICH DER TRAUERFEIER AM 10. SEPT. 1929

Ansprache von Herrn Professor Dr. Karl Bürke
Vizepräsident des Bürgerrates.

Verehrte Leidtragende!

Geehrte Trauerversammlung!

Drüben im nahen Stadthaus ist es stille geworden. Präsident Gsell steht nicht mehr auf seinem Posten. Der Herr über Leben und Tod hat seinem unermüdlichen Wirken ein Ziel gesetzt. Stille geworden ist es auch im städtischen Waisenhaus auf Girtannersberg, als der Waisenvater den Kindern die erschütternde Mitteilung machen musste, dass sie ihren Herrn Präsidenten nie mehr sehen werden. Draussen im Bürgerspital und unten im Kappelhof hat mancher Greis, manch' altes Mütterlein gebeugten Hauptes die Trauerkunde entgegengenommen. Nicht nur die gesamte Bürgerschaft im engeren Sinne, die ganze Stadt St. Gallen ist sich heute dessen schmerzlich bewusst, einen grossen Mitbürger, gleich gross als Mensch wie als Bürger, verloren zu haben.

Wenn das Leben, das so tiefe Furchen gezogen, in bestürzend raschem Krankheitsverlauf sein Ende finden musste, dann möchten Ergriffenheit und herbe Trauer stilleschweigen - sie möchten das Bild des Vollendeten im tiefsten Innern erneuern, mit ihm allein Zwiesprache halten, dem Tod den Stachel entwenden. Die öffent-

liche Dankbarkeit aber drängt es zu Worten, die, so unzulänglich sie an dieser Schwelle immer sind, nach einer Form verdienter Würdigung und nach einem Ausdruck des Dankes suchen, der auf den Lippen Aller liegt.

Als die Ortsbürgergemeinde St. Gallen im Herbst 1893 den damals 32-jährigen Departementssekretär Walter Gsell als Nachfolger Scherrer-Englers zu ihrem Präsidenten erkor, durfte dies als eine überaus glückliche Wahl bezeichnet werden. Ein klarer Kopf, ein starker Wille und humane, hilfsbereite Gesinnung fanden sich in dem jungen Amtsmann vereint. Im Verwaltungswesen bereits wohl bewandert, forst- und landwirtschaftlich auf das beste vorgebildet, der Förderung von Kunst und Wissenschaft schon vom Elternhause her freudig zugetan, nahm das neue Präsidium die Zügel des ortsbürgerlichen Gemeinwesens von Anfang an fest in die Hände, nicht nur, um das Ganze in guten Geleisen zu erhalten, sondern um es neuen, schönen Zielen entgegenzuführen. Die Finanzgrundlage hiezu bildete eine rationelle Forst- und Güterverwaltung, an der der inzwischen verstorbene Forstverwalter Wild seine reichen Verdienste hatte, und eine auf weite Sicht berechnete Bodenpolitik. Von der Behörde einsichtig unterstützt, konnte die Initiative des Präsidenten, dank günstiger Rechnungsabschlüsse, auf dem Gebiete der Fürsorge für die Waisen, Armen und Kranken immer bessere Verhältnisse schaffen, Museen und Stadtbibliothek den erhöhten Anforderungen einer neuen Zeit anpassen und darüber hinaus grosse Verkehrsaufgaben der Stadt und des Kantons verwirklichen helfen.

Es ist bezeichnend, dass eine der ersten einschneidenden Massnahmen, die der neue Präsident vorkehrte, einer Verbesserung der Waisenerziehung galt. Auf seinen Antrag hin fassten Behörde und Bürgerschaft im Jahre 1896 den Beschluss, die unzulänglich gewordenen Verhältnisse in der Zweiganstalt auf Dreilinden preiszugeben und einen zweckmässigen Neubau auf dem für landwirtschaftliche

Betätigung trefflich geeigneten Sömmerligut zu erstellen, eine Verbesserung, welche die auf sie gesetzten Erwartungen lange Jahre hindurch vollauf erfüllte. Auch im städtischen Waisenhaus auf dem Rosenberg kehrte jedesmal Freude ein, wenn der Herr Präsident erschien. An Schulfestlichkeiten oder an der Weihnachtsfeier das Wort selbst an die Kinder zu richten, ist ihm von jenen Jahren her bis in die letzte Zeit hinein eine Herzenssache geblieben.

Ebenfalls noch vor der Jahrhundertwende wandte sich der Reformeifer des rastlos Tätigen den Verhältnissen im Bürgerspital zu. Dort waren bei seinem Amtsantritt die Pfrundabteilung und die Armen- und Krankenanstalt für Männer und für Frauen noch unter einem Dach vereinigt. Auf seine Anregung hin boten Rat und Bürgerschaft Hand dazu, im Zeitraum weniger Jahre die sachlich gebotene Trennung und Gliederung durchzuführen. Zunächst wurde 1895/96 zum Bau einer besondern Armen- und Arbeitsanstalt für Männer im Ostareal des Bürgerspitals geschritten, wodurch Pfrund- und Krankenanstalt im Hauptgebäude sich unbeeengter ihrer Sonderaufgaben widmen konnten. 1902-1904 sodann wurde, um grösseren Ansprüchen aus Bürgerkreisen gerecht werden zu können, inmitten schöner Anlagen ein stattliches Bürgerheim erstellt, und endlich wurde die dringend gewordene Verlegung der Armen- und Arbeitsanstalt für Männer in den Kappelhof ins Auge gefasst und in den Jahren 1907-1909 durchgeführt.

Diesen Anstalten, mit denen der Name Gsell verbunden sein wird, solange sie erhalten bleiben, war der Herr Präsident dann auch in der Folgezeit der ständige Freund und Berater, an den ihre Vorsteher sich in allen Nöten und Anliegen vertrauensvoll wenden konnten. Dass in den Anstalten mit Landwirtschaftsbetrieb, wie auf Exkursionen des Rates durch Wälder und Güter der Ortsgemeinde, die forst- und landwirtschaftlichen Kenntnisse des Präsidenten immer wieder wertvoll waren, liegt auf der Hand. Kleine Hausfeste in den Anstalten, wie sie besonders die Vorkriegszeit kannte,

erhielten durch ihn ihre besondere Prägung, durch ihn, dem die köstlichen Gaben einer frohen Geselligkeit, eines gesunden Humors, der Freude am gemeinsam gesungenen Lied verliehen war.

Das Erstaunliche und wohl nicht so leicht Wiederkehrende aber war, dass der Mann, der im Wald, auf dem Acker und im Stall Autorität war, mit nicht weniger lebhaftem Interesse und eindringendem Verständnis sich auch der Förderung von Kunst und Wissenschaft zuwandte und es allzeit als vornehme Pflicht der Ortsgemeinde empfand, nach dem Masse ihrer Kraft auch in dieser Richtung das Mögliche zu tun, um so mehr, als diese Aufgabe in St. Gallen bis in die jüngste Zeit hinein in der Hauptsache der Bürgergemeinde allein anvertraut blieb. Die Stadtbibliothek, früher im Westflügel des Kantonsschulgebäudes untergebracht, durfte 1907 in den staatlichen Neubau an der Notkerstrasse übersiedeln, wodurch die Vadiana eine würdige Stätte erhielt und ihrem damaligen Leiter, Professor Dierauer, eine angemessene Dienstwohnung zur Verfügung gestellt werden konnte. Es ist wohl vor allem der vollendeten Liberalität des Ratspräsidenten zuzuschreiben, wenn Johs. Dierauer nach Abschluss seines Lebenswerkes, der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, seinen herzlichen Dank u.a. auch dem Verwaltungsrat der Stadt St. Gallen aussprach, "der mir die für das regelmässige Fortschreiten der Arbeit unentbehrliche Musse mit beglückender Zuvorkommenheit gewährte."

In den städtischen Museen konnte man Präsident Gsell jeden Sonntagvormittag finden, erfreut, dass Bürger und Nichtbürger ihre reichen Schätze so dankbar zu würdigen wussten. Den Museumsvorständen liess er gerne sein Ohr und vertrat ihre Wünsche im Rat mit Sachkunde und bereitwilligem Entgegenkommen. Mit dem von ihm erstrebten und erreichten Uebergang der Sammlung des Kunstvereins in das Eigentum der Gemeinde glaubte er, wohl mit Recht, der Oeffentlichkeit einen Dienst erwiesen zu haben. Jungen und älteren Künstlern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kraft verschaffen zu

zu können, empfand er immer als stille Genugtuung.

Schulter an Schulter mit dem langjährigen Vizepräsidenten Dr. Hermann Wartmann strebte er gerne nach einträchtigem Zusammenwirken der drei städtischen Korporationen: Ortsgemeinde, Politische Gemeinde und Kaufmännisches Directorium, zur Lösung gemeinsamer Aufgaben. Auf solchem Wege gelangen der Bau des Vadiandenkmals, des Schülerhauses (an dem auch der Kanton sich beteiligte) und des Gebäudes für die Handelshochschule, welche höhere Lehranstalt die Ortsgemeinde in Verbindung mit der politischen Gemeinde und dem Kaufmännischen Directorium im Jahre 1904 vom Staate übernommen hatte. Der Schulrat der Handelshochschule, dem Präsident Gsell von jenem Jahre an bis zu seinem Hinschiede als hochgeschätztes Mitglied angehörte, hat mich gebeten, für die Sympathie und tätige Mitarbeit, die der Präsident der Ortsbürgergemeinde dem Institute all die Jahre hindurch schenkte, wie für die rückhaltlose Treue, die er ihm in guten und bösen Tagen bewahrte, an dieser Stelle tiefempfundenen Dank zum Ausdruck bringen. - Eine letzte grosse Kraftanstrengung der Bürgergemeinde auf kulturellem Gebiet bedeutete der monumentale Bau des neuen Historischen Museums im unteren Teile des Stadtparks. Trotz erfolgtem Kriegsausbruche wurde der Bau mit ungebrochener Energie, vor allem im Interesse des städtischen Gewerbestandes in Angriff genommen und, ob auch mit schweren Opfern, zu glücklichem Ende geführt.

Von dieser grosse und schöne Ziele verfolgenden Kulturarbeit wenden wir den Blick noch einmal in die stille Amtsstube des Präsidenten, wo Tag für Tag eine Fülle von Kleinarbeit zu bewältigen war. Von der Kanzlei allzeit zuverlässig unterstützt, schenkte der Präsident trotz bedauerlicher Abnahme seiner Sehkraft jeder einzelnen Angelegenheit seine persönliche Aufmerksamkeit. Es gehört zum Charakteristischen dieser so reich veranlagten Persönlichkeit, dass peinliche Sorgfalt und Gründlichkeit im Kleinsten sich mit resoluter Grosszügigkeit, Strenge, die an Härte grenzen



Abbildung 27 Walter Gsell 1897

konnte, sich mit tiefer Einsicht in alles Menschliche und steter Hilfsbereitschaft verband. Zudringliche Anforderungen und blosser Sentimentalität verschloss der Präsident sein Ohr; wo aber offensichtliche Not um Unterstützung bat, gewann der Hilfesuchende an ihm einen nachdrücklichen Fürsprecher vor dem Rat. Dabei ging sein Streben immer dahin, nicht nur vorübergehende Linderung zu schaffen, sondern die Ursachen der Not dauernd zu beheben. Zugegeben, dass Bürger und Bürgerräte an Präsident Gsell gelegentlich erleben konnten, was man einen harten Kopf nennt - er war

durchaus ein Regierungsmann, der als solcher aber auch vor persönlicher Verantwortung nie zurückschreckte - aber es darf an dieser Bahre doch auch nicht verschwiegen werden, wie manchem Waisenkind er im Laufe von mehr als drei Jahrzehnten mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen den Weg ins Leben ebnete, wie manche betagte Erdenpilger, Arme und Kranke, oder sonst vom Schicksal Verfolgte es an Leib und Seele erfahren haben, dass sich hinter jener oft unerlässlichen Amtsstrenge viel Güte und Mitgefühl verborgen hielten und helfend eingriffen, wenn immer es zu verantworten war. Und wie warm konnte seine starke Stimme werden, wenn er einem seiner treuen Mitarbeiter oder einem heimgegangenen Ratskollegen in fein kennzeichnenden Worten den Abschiedsgruss entbot. Wie viele Jahre hindurch hat er, zuerst in der St. Mangenkirche, dann von eben dieser Stelle aus die Bürgerversammlungen der Ortsgemeinde mit überlegener Sicherheit und Klarheit geleitet.

Inzwischen aber hatten sich, durch die Folgen der europäischen Katastrophe erzwungen, Einschränkungen auf der ganzen Linie aufgedrängt. Wie oft musste nun der Kopf nein sagen, wo das Herz gerne gesprochen hätte. Da war es dem Präsidenten eine doppelte Freude, dass es dem Rat doch noch möglich blieb, etwa auf Grund der Otto Wetter-Jacob Stiftung "zu Zwecken der Förderung von Kunst und Wissenschaft" jährlich bescheidene Mittel zur Verfügung zu stellen, dass er insbesondere dem Historischen Verein, dem Konzertverein, dem Kunstverein und der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zur Lösung grosser Aufgaben immer wieder eine kräftige Rückendeckung bieten konnte. Die grosse Aufgabe aber stand klar vor seinem Auge. Wortlos und zäh verfolgte das Gemeindeoberhaupt mit aller Kraft das Ziel, aus den Schwierigkeiten herauszuführen, die Kriegs- und Nachkriegsjahre auch seiner lieben Heimatgemeinde auferlegt hatten. Noch konnte das Präsidium die ersten, deutlichen Zeichen finanzieller Wiedererstarkung wahrnehmen, als das müde Haupt sich neigte ...

Ansprache von Herrn Landammann Dr. G. Baumgartner.

Präsident Gsell hat immer ganze, fruchtbare und erfolgreiche Arbeit geleistet, nicht bloss in seinem eigentlichen Amte, für das er geradezu prädestiniert war, sondern nicht minder auch noch nebenamtlich, wo er sich seit Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit, schon in seiner ersten Beamtung als Sekretär des kantonalen Volkswirtschaftsdepartements, mit grosser Hingebung und Energie vorab der Förderung der Landwirtschaft gewidmet hat, von der Erkenntnis geleitet, dass ein gesunder und kräftiger Bauernstand das solideste Fundament unserer Volksgemeinschaft bilde. Dabei lag es ihm ferne, der Landwirtschaft, diesem unentbehrlichen volkswirtschaftlichen Zweige, eine Vormachts- oder Vorrechtsstellung einzuräumen, nur die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit andern volkswirtschaftlichen Zweigen, denen bessere Existenzbedingungen beschieden sind, war sein Ziel. Er kannte auch alle volkswirtschaftlichen Zusammenhänge sehr gut und wusste, dass wenn ein Glied notleidet, das Volksganze leidet. Die beste Hebung und Stärkung des Bauernstandes erblickte der Verstorbene in der Förderung des landwirtschaftlichen Bildungswesens. Unserer kantonalen landwirtschaftlichen Fachschule, dem Custerhof, in deren Aufsichtskommission er seit ihrem Bestehen wirkte, galt seine ganz besondere Aufmerksamkeit und tatkräftige Förderung. Auf dem Gebiete der Tierzucht amtete der Verstorbene während vielen Jahren als Experte und Präsident der kantonalen Expertenkommission, und als solcher war er in Wort und Schrift rastlos tätig. Es gibt wenige Gemeinden im Kanton St. Gallen, in denen er nicht belehrende Vorträge gehalten hat. Während seiner Wirksamkeit im

Grossen Rate sind u.a. zwei Spezialgesetze erlassen worden, die vornehmlich seiner Initiative und seinem Weitblick zu verdanken sind; das eine galt, 1809, der Förderung des landwirtschaftlichen Hauptzweiges, der Tierzucht, und das andere der Förderung der Forstwirtschaft; es ist das Forstgesetz vom Jahre 1906. Auch an die beiden grossen kantonalen Ausstellungen in St. Gallen, 1907 und 1927, die ihren Erfolg vorab seinem ausgesprochenen Organisationstalent und seiner schöpferischen Kraft verdanken, erinnern wir uns gerne.

Wiederholt ist dem Heimgegangenen von der freisinnig-demokratischen Partei das Mandat eines Regierungsrates und dasjenige eines Nationalrates angetragen, von ihm aber leider stets entschieden abgelehnt worden. Dagegen hat er in einer ganzen Reihe von kantonalen Verwaltungs-, Aufsichts- und Expertenkommissionen sein reiches Wissen, seine grosse Erfahrung und seine bewundernswürdige Tatkraft zur Entfaltung gebracht. Doch will ich mich nun nicht im Aufzählen alles dessen, was Präsident Gsell n e b e n seiner eigentlichen Amtstätigkeit vollbracht hat, verlieren. Aber e i n e s darf nicht unerwähnt bleiben: Vielleicht das Beste und Wertvollste hat der Dahingeschiedene dadurch geleistet, dass er während mehrerer Dezennien ein persönliches Bindeglied, oder, wenn ich so sagen darf, eine l e b e n d i g e B r ü c k e zwischen Stadt und Land bildete und damit unendlich viel zum gegenseitigen Verständnis und guten Einvernehmen zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Produzenten und Konsumenten beigetragen hat. D a f ü r d a n k e n w i r i h m v o n g a n z e m H e r z e n .

NACHRUF IM ST. GALLER TAGBLATT 13. 1. 1938

Oberst Victor Fehr, 1846-1938

Der Senior des alteingesessenen Stadtbürgergeschlechts der Fehrs, Oberst Victor Fehr, ist mit seiner Vaterstadt während seines aussergewöhnlich langen und reichen Lebens immer herzlich verbunden geblieben. Seines Wirkens hier zu gedenken, ist daher selbstverständliche und gern geleistete Pflicht. Vor 92 Jahren kam Victor Fehr im Fehrschen Schössli auf dem Rosenberg zur Welt, hier verlebte er die ersten Jugendjahre, besuchte die Stadtschulen und das Gymnasium, um schon früh, damaligem Brauch folgend, seine Bildung im Welschland zu erweitern. Dann kamen ein paar der Wissenschaft, aber auch dem fröhlichen Studentensein gewidmete Semester in Bonn und Zürich. Der erst 21-jährige Korpsstudent war im Grunde zunächst gar nicht sehr erbaut davon, dass sein Vater, der angesehene Präsident des St. gallischen Kaufmännischen Directoriums, Fehr-Kläuser, das grosse Gut Karthause Ittingen für ihn erwarb. Damit mussten weitschauende Pläne begraben werden. Denn Victor Fehr wollte die Welt selber kennen lernen. Durch weite Reisen bis in die spätern Jahre konnte er sich nach und nach diesen damals aufgeschobenen Wunsch doch erfüllen. Vorerst aber gab es für den jungen Gutsherrn keine Reisepläne, sondern etwas ganz anderes, viel einfacheres: Arbeit, einen schweren Haufen Arbeit. Durch sie hat er die Karthause, die damals durch mehrfachen Besitzerwechsel in einem wenig vor-

bildlichen Zustand war, in ein paar kurzen Jahren zu einem Musterbetrieb umgestaltet und als solchen durch sieben Jahrzehnte erhalten. In dieser Arbeit zeigte sich Victor Fehrs Persönlichkeit. Selber der erste am Morgen und der letzte am Abend, verstand er durch sein Vorbild zur Leistung anzufeuern und wo das Vorbild nicht reichte, trat eine Autorität zutage, die dem jungen Guts-herrn schon eigen war und die unvermindert andauerte bis in die letzten Jahre. Es war nicht ratsam, sich diesem starken Willen nicht zu fügen. Aber dieser Wille wurde auch verstanden, weil er neue Wege zur Arbeit wies, nicht nur im eigenen Gut, sondern auch zugunsten der Gesamtheit der Nachbarn, der Bauernschaft überhaupt. Oberst Fehr brachte die ersten landwirtschaftlichen Maschinen von einer seiner Reisen mit, er sah auch früh schon, dass die Ausbildung der Bauern für deren Existenz immer wichtiger werde, gleich wichtig wie der Zusammenschluss zu gemeinsamer Arbeit. Im wesentlichen seiner Initiative ist es zu danken, dass der Thurgau nach der - von ihm als Kommissär erfolgreich organisierten - Schweizerischen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Frauenfeld vom Jahre 1903 eine eigene Landwirtschaftsschule erhielt. Der Gedanke der beruflichen Ertüchtigung war es auch, welcher vor einem halben Jahrhundert ihn mithelfen liess bei der Gründung der Gesellschaft Schweizerischer Landwirte, die in der Folge zum unentbehrlichen Mittelpunkt des Meinungsaustausches zwischen Wissenschaft und Praxis wurde. Fünfzig Jahre hat er ihr als Vorstandsmitglied angehört, zwanzig Jahre sie präsiert, mit jener immer wieder erfrischenden Lebhaftigkeit, die ihn lebenslang nie verliess. Er war auch bei den Gründern des Schweizerischen Bauernverbandes und gehörte dessen leitendem Ausschuss bis vor zwei Jahren, dem weiteren Vorstand bis zu seinem Tode an. Seine Tätigkeit war auch dort sachlicher Art, er hat sich nie in die Politik einspannen lassen und ist auch dann den Weg gegangen, den ihm seine Ueberzeugung vorschrieb, wenn er damit einmal weit von seinen Gefährten



Ernst Victor 1846-1938

Abbildung 28 Victor und Anna Maria Fehr-Gsell, publiziert in
Geschichte der Familie Fehr von St. Gallen durch A.M. Fehr 1978
(in Vadiana)

Anna Maria geb. Gsell 1856-1945



abwich. Ueberspitzte Standesbegehren fanden in ihm keinen Vertreter, er tat auch nie etwas um der Popularität willen. So war er nicht Bauernpolitiker, wohl aber Bauer im besten fortschrittlichen Sinne des Wortes, rastlos tätig, zäh in der Verfolgung seiner Ziele, sparsam, weil er wusste, dass nur Arbeit und Häuslichkeit den Bauer vorwärts bringen kann. Hohe Anerkennung wurde ihm für diese Arbeit zuteil, die höchste, der Ehrendoktor der Eidg. Technischen Hochschule, freute ihn von Herzen, er dachte aber nicht daran, den Doktorhut in täglichen Gebrauch zu nehmen, er blieb, was er vorher schon jahrzehntelang war: der Herr Oberst. Und er war ja auch ein Oberst im vollen Sinne des Wortes. Dass er, der gute Reiter, der bei keinem der Frauenfelder Rennen als Gast fehlte und dort mit stillem Stolz die Erfolge von Sohn und Enkel miterlebte, Kavallerist wurde, war wohl eine Selbstverständlichkeit. Dort war er auch ganz in seinem Element, durch gemeinsames Schaffen verbunden mit der ganzen Waffe, die alle, Offiziere und Dragoner, den Dienst in der Armee in erster Linie als Schutz des Landes und der eigenen Scholle auffassen und ihn gerne und mit Freuden leisten. Nach seinem innersten Wesen war er geboren zum Führen, er besass die Achtung und den Gehorsam der Untergebenen und war bei den Vorgesetzten durch den Mut zur Verantwortung schon in jungen Jahren anerkannt. Vierzig Jahre sind verstrichen, seit er sein letztes Truppenkommando, jenes der Kavalleriebrigade 3, niederlegte. Aber bis zu seinem Tod ist er der Herr Oberst geblieben. Die Last der Jahre vermochte nie die straffe energische Erscheinung zu beugen und bis in die letzten Tage ist der alte forsche Reitergeist immer wieder etwa zum Durchbruch gekommen.

Auch in unserer Stadt war der Herr Oberst von vielen gekannt, verehrt; hierher kehrte er bis in seine letzten Tage immer wieder zurück. Hier holte er sich vor 56 Jahren aus der Familie der Gsell seine Gattin, die ihm eine Helferin in guten und schlechten Tagen wurde, vor allem aber auch eine Helferin im strengen Alltag des

grossen Gutsbetriebes, in dem sie ihre Departemente mit dem gleichen unermüdlischen Eifer verwaltete, wie er die seinen. Diese gemeinsame Arbeit hat die beiden Gatten ganz besonders eng miteinander verbunden. Mit den Jahren bildeten sie den Mittelpunkt einer grossen Familie, geliebt und verehrt von Kindern und Enkeln und einer grossen Verwandtschaft, die in der Karthause immer freundlich aufgenommen war. Ihnen zeigte der Hausherr gern mit einem fröhlichen Wort und dröhnendem Lachen, wie gütig und freundlich er allen gesinnt war. Viele Gäste waren überhaupt in den weiten Räumen des alten Klosters. Ob einfacher oder fürstlicher Herkunft, der Herr der Karthause fand in seiner selbstverständlichen Sicherheit für jeden das richtige Wort zum Empfang, alle nahmen das Bild des Herrn Oberst mit sich: das eines aussergewöhnlichen Menschen, eines Landedelmannes im guten alten Sinne des Wortes. Es wird lebendig bleiben für alle, die es je in sich aufnahmen. Und in den Blättern der Stadtgeschichte darf dieses Bild festgehalten werden als das eines Stadtbürgers ganz ausserordentlicher Prägung.

Legende zu Abbildung 30, S. 138

Familie J.L. Gsell-Lutz am 14. August 1885

von links nach rechts:

obere Reihe: B. Saxer-Lutz (Schwester von Wilhelmine Gsell-Lutz) - Jakob - Hermann - Robert - Otto - J.L. Gsell-Lutz - Ruedi - Emil und Clara Wild-Gsell.

untere Reihe: A. Lutz-Naeff - Wilhelmine Gsell-Lutz - Marie und Viktor Fehr-Gsell mit Edi und Gri.

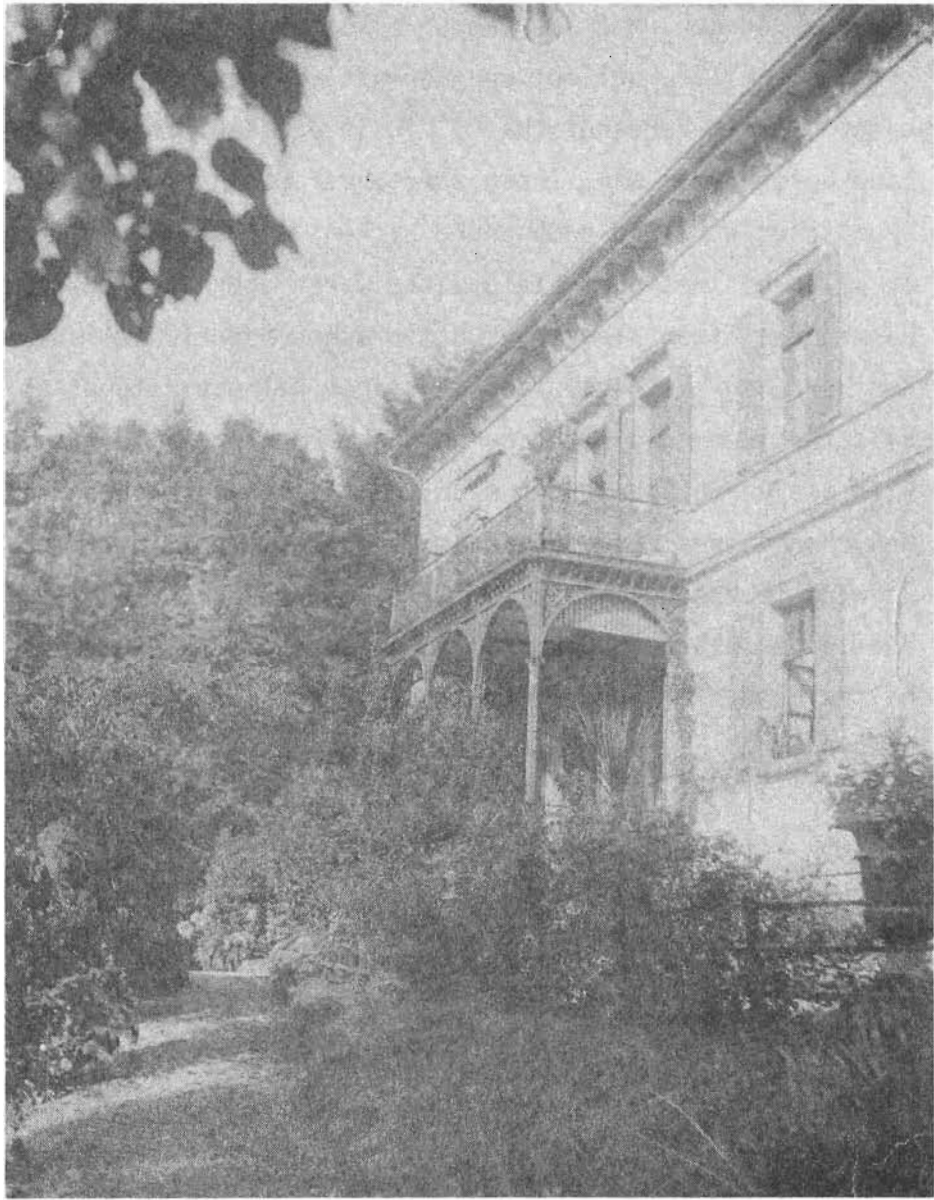


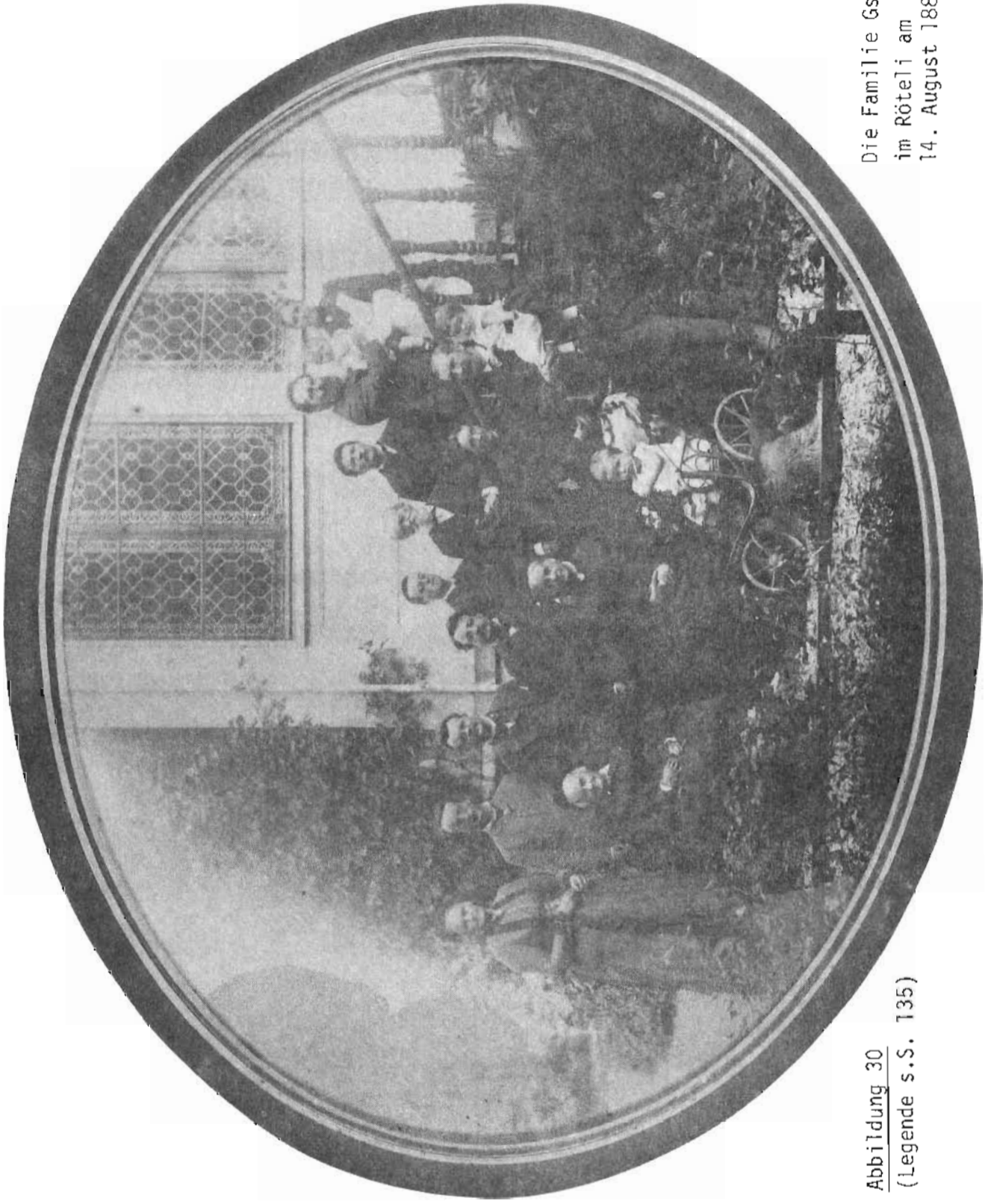
Abbildung 29 Haus zum Röteli, Rosenbergstrasse,
Vorderseite

III. DAS LANDGUT ROETELI IM WESTLICHEN ROSENBERG
HAUS DER FAMILIE GSELL-LUTZ, ERBAUT 1856,
ST. GALLEN.

A. AUS DEM LEBEN DER FAMILIE GSELL-LUTZ 1850-1940
ERINNERUNGEN VON CLARA WILD-GSELL

B. DER ALTE ROSENBERG
NACH EINER JUGENDERINNERUNG VON CLARA WILD-GSELL

C. DER NUSSBAUMTISCH
VON DER FAMILIE GSELL-LUTZ ZU JULIUS GSELL
UND ZU OTTO GSELL-DIETSCHI



Die Familie Gsell-Lutz
im Röteli am
14. August 1885

Abbildung 30
(Legende s.S. 135)

III A. AUS DEM LEBEN DER FAMILIE GSELL-LUTZ 1850-1940

ERINNERUNGEN VON CLARA WILD-GSELL

Liebe Urenkelein!

Die alte Ahne will Euch aus ihrer Jugendzeit erzählen, aus dem lieben Röteli, wo sie zu Hause war zusammen mit lieben Eltern, mit sechs Brüdern und einer Schwester. Das rosenrote Haus mit niederem Schieferdach stand inmitten eines grossen, schönen Gartens und hatte auf der einen Seite eine offene Verandah, auf der andern eine geschlossene. Farbige Glasscheiben, oben mit Landschaften aus dem Rheintal, woher die Mutter stammte, mit Bildern aus Rio de Janeiro, wo der Vater viele Jahre als Kaufmann zugebracht hatte. Ein Stall für Pferde, Kühe und eine Remise, sowie ein Holzschopf stand gegen Osten, ein Wäldchen mit einer Kegelbahn und einer grossen Wiese bildeten die Grenze gegen Westen.

Das Röteligut zog sich den Rosenberg hinauf und schloss mit einem ebenen Fussweg und einem Rondell mit einer grossen Bank ab. Da sass der Papa im Alter jeden schönen Nachmittag mit Büchern, Zeitungen und dem Feldstecher. Wir Kinder waren bald unten, bald oben. Im Frühling und Herbst weideten die Kühe, gut eingefriedigt, auf dem sanften Abhang. Einmal hatten wir einen grossen Schreck, als eine wild gewordene Kuh den Hüter auf die Hörner nahm und ihn über den Hag schleuderte. Zum Glück kam er mit dem Schrecken davon. Im Heuet war es besonders lustig. Da wurde an die grosse Heudieletüre eine breite Treppe gelegt, die Mäher trugen in grossen Burden das Heu hinauf, und wir durften heustampfen und uns lustig machen. Am

Ende des Heuet gabs auch für uns eine Bratwurst, und wir durften dem Singen der Heuer zuhören. Im Gemüsegarten, ob dem Brunnen beim Stall, wuchsen ausser Gemüse und Salat prachtvolle Himbeeren, Erdbeeren und nebst Stachel- auch Johannisbeeren in Hülle. Leider durften wir nur um vier Uhr davon speisen, weil tüchtig eingekocht werden musste. Birnen und Aepfel wuchsen auf den schönen Bäumen in der Wiese. Und das Fallobst gehörte uns Kindern. Wer am Morgen der Erste war, holte es sich, wie auch Pflaumen, Zwetschgen und Mirabellen. Um dies fallen zu machen, stiess man sich gegenseitig liebevoll und teilte die Ernte. Sehr gerne assen wir rohe Rübli, auch die Kohlraben waren beliebt. Die frischen Nüsse schmeckten fein, aber das Auflesen in den grünen Schalen, die so stark abfärbten, war weniger angenehm.

Einmal, als man tief nach Wasser grub, aber keines fand, wurde die aufgeworfene Erde als Kartoffelacker benützt an steilster Stelle. Das musste zu einem Spiel ausgenützt werden und zwar zum Wochenspiel, wie wir's nannten. Da stand eines der Kinder oben und rugelte hinunter, das war der Sonntag. Unterdessen schnaufte das andere hinauf und rugelte als Montag hinab, bis die ganze Woche vorbei war. Mit meinem Bruder Otto spielte ich am meisten. Einmal fanden wir ein totes Eichhörnchen, schmückten es mit Blumen und zogen es so bekränzt zum Ausstopfer. Auch begruben wir tote Vögelin mit Gesang und grosser Feierlichkeit. Ein Igel machte uns weniger Freude. Am Sonnabend wurden für den Sonntag Sträusse gebunden, und für die Lehrer durften wir Flieder haben, so viel wir wollten. Hinter dem Brunnen beim Haus um den grossen Platz wuchs Baum an Baum. Sonst durften, ausser in den Wiesen, keine Blumen gepflückt werden, das liebte der jeweilige Gärtner gar nicht. Aber fein wars im Herbst, wenn Most im Holzschopf gepresst wurde. Da trank man vor und nach der Schule einen Becher voll, und lachend sah der Knecht zu. Im Winter schlittelten wir den Abhang hinunter, teils allein, teils in aneinander gebundenen Schlitten. Eine Bahn

dem Gemüsegarten entlang, wurde festgetreten und über Nacht mit Wasser begossen. Auch ein Högger war mitten drin. Das gab prachttvolle Fahrten. Ein Turnplatz mit Reck, Barren und Pferd existierte ebenfalls. Mit Nachbarsbuben gabs Wett-Turnen und Turnfeste mit Preisen, Lorbeerkränzen und weissen Ehrenjungfrauen und als Schluss die geliebte St. Galler Bratwurst. Diese figurierte auch am Funkensontag. Da machten wir grosses Feuerwerk und brannten es in halber Höhe des Gutes ab. Wenn das Feuer nur noch glomm, nahm man das Herz in beide Hände und sprang hinüber. In der Stube tanzten wir mit den Nachbarskindern zum Klavier.

Auch der Sonntag vor der Fastnacht war ein Fest. Man verkleidete sich mit Costümen aller Art aus der Verkleidungstruhe, spazierte damit im Garten, vor die Gartentüre durften wir nicht, und spielten allerlei Schabernak. Da wir eine grosse Kinderschaar waren und Freunde und Freundinnen ein und aus gingen, genossen wir die Spiele im Freien in vollen Zügen. Am Tage gabs Croquet, Kegelspiel und Boccia, auch Anschlägerlis und Schlagball. Mit Feuereifer war man dabei, sodass einmal einer Freundin beim Anschlag ein Schlüsselbein gebrochen wurde, vor lauter Angst vor den nachspringenden Buben. In der Dämmerung gings ins Wäldchen zum: Wir gehen in den grünen Wald und finden keinen Bären zu spielen. Da konnte man das Gruseln lernen und durfte nicht feige sein. Man wurde verachtet, wenn man vorzeitig das Weite suchte. Und von Brüdern verachtet zu werden, erträgt eine Schwester nicht.

Schon als kleines Kind, so erzählte die damals noch junge Kindsmagd und nachher geliebte Flickerin Regine, sei ich ein mutiges Dingelchen gewesen, habe mich an ein Seil binden und von der Altane in den Garten befördern lassen. Einmal sei ihr das Herz fast still gestanden, als mich die Brüder auf einem Brett im ersten Stock zum Fenster hinaus gesetzt hätten. Als Gegengewicht sassen zwei auf der innern Seite. Auch ums Haus herum lief man auf einem schmalen Gesims, die Finger konnte man in eine Hohlkehle im obern

Gesims einkrallen, aber zum Hinaus- und Hinein klettern war die Sache ziemlich schwierig. Hätten die Buben geahnt, dass die Schwester vor sich hinbetete: Wer nur den lieben Gott lässt walten, den wird er wunderbar erhalten, so würden sie dies nicht für mutig gehalten haben. Dieser Spruch half mir bei Vielem: bei Sprüngen ins Wasser, schwimmen konnte man ja, beim Klettern auf hohe Bäume, beim Seil- oder besser gesagt Brettertanz in der steinernen Verandah. Wir hatten entschieden einen Schutzengel, aber immerhin musste der Hausarzt drei Sonntage nacheinander ins Röteli kommen, um einmal einen Kopf, das andere Mal ein Bein und das dritte Mal einen Fuss zu verbinden. Oft gingen wir Sonntags mit dem Papa spazieren, die Mutter blieb gerne daheim, um einige ruhige Lesestunden zu haben, befreit von der Kinderschaar. In einem Wirtshausgarten zu sitzen bei Landjäger und einem Trunk war unsere Freude, und auf dem Heimweg spielten wir mit dem Vater Räuberlis und kamen meist mit einem Strauss für die Mutter nach Hause.

Der Tag vor dem Kinderfest verlief immer besonders schön. Da wurde die Guirlande von der älteren Schwester gewunden; wir Schulmädchen boten ihr die Immergrünsträusslein; man sang, lachte, machte auch wohl ein lustiges Ratespiel, und war man fertig, so gab es Himbeersaft und Weggli. Den grünen Kranz legte man in den Schatten der grossen Wiese, und am andern Tag kamen Blumen und die farbigen Bündelchen samt dem Schild mit den Namen der Trägerinnen dran. Das Kränzewinden und der Festtag war für uns fast das schönste Fest im Jahr. Im Sommer und im Winter gab es etwas zu feiern. Da war am 2. März der Verlobungs-, nein, der Hochzeitstag der Eltern. Immer stand ein Blumenstrauss im grossen Hefenkranz auf dem Frühstückstisch. Am 14. August, Papas Geburtstag, musste man sich stets beeilen, da die guten Ideen der Mutter meist sehr spät in Verse gebracht wurden. Papa nahm es nicht so genau und freute sich hauptsächlich an den Alpenrosen, den Enzianen und Ericas, die um diese Zeit blühten und, wenn immer möglich, selbstgesucht waren.

Der 18. November, der Verlobungstag, wurde wie der 2. März gefeiert. An allen Kindergeburtstagen gabs Schokolade und Gipfel, und das Geburtstagskind durfte das Morgengebet sprechen und, was es auch sehr gerne tat, das Mittagessen bestellen.

Ein Hauptjubel ertönte am Samiklaustag. Schon vom Portal her ertönte die Glocke, von der Haustüre an hörte man die schweren Tritte, und der Klaus mit dem weissen Bart, dem grossen Hut, dem schweren Sack und der Rute kam in die Kinderstube. Wir sagten Lieder und Sprüche auf und hatten nicht gerade sehr viel Respect, da wir am Schwäbeln den alten Knecht erkannten. Einmal war es zwar schrecklich für uns Kleinen. Er trug einen der Brüder, der ungezogen gewesen war, in dem leeren Sack bis zum Gartentor. Da lasen wir mit sehr gedämpfter Freude die Nüsse und Apfelschnitze und Feigen vom Boden auf. Herrlich waren die Tage vor Weihnachten. Der getreue Knecht Martin brachte ein Christbäumlein, das er ganz still in der Wohnstube hinstellte, die Lichtlein anzündete, die Türe zur Kinderstube öffnete und verschwand. Das gab einen Jubel. Und jeweils vor und nach der Schule durfte man sich bedienen. Ganz andere Süssigkeiten hingen daran, als an unserem Christbaum. Bei offener Türe sangen wir zu unsern Weihnachtsarbeiten die Christkindlieder und freuten uns an dem brennenden Bäumlein. Unser Fest feierte man immer am Christtag im grossen, weissen Saal im untern Stockwerk. Beim Dunkelwerden erschien die alte Grossmama Gsell, setzte sich feierlich ins Kanapee-Eckli, zog ihren weiten Ridicule hervor mit der Bonbonnière und offerierte uns Früchtebonbons, eine seltene Sache für die Rötelikinder. Dann ertönte das Glöcklein und dem Alter nach stiegen wir die Treppe hinunter. Mama sass am Harmonium, der grosse Tannenbaum erglänzte im Schimmer der farbigen Kerzlein. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit sang der helle Kinderchor. Nachher eilte jedes zu seinem Tischlein, das man während des Singens schon entdeckt hatte, und wie glücklich war ein jedes. Oben wurde nachher getafelt, immer



Abbildung 31 Röteli, Innenansicht.

dasselbe Menu: Bratwürstli und Schinken. Nach dem Essen sprang man sofort wieder hinunter. Am andern Morgen waren wir meist früh auf, um die neuen Schätze zu geniessen, und eine Woche lang war das Christkindlzimmer unser steter Aufenthaltsort.

Am 30. Dezember fand immer eine extra ausgedachte Geburtstags-Feier für die Mutter statt. Schon manche Woche vorher versammelte man sich in Papas geheiligtem Studierzimmer. Jedes Kind musste eine Idee für die Feier zum 30. mitbringen. Die beste wurde zur Ausführung angenommen, und der Dichter erwählt. Dies war meist der älteste Bruder Robert, ein guter Verseschmied. Die Costüme wurden teils selbst geschneidert, teils von geschickteren Händen fabriziert. Die schönste Aufführung war an ihrem

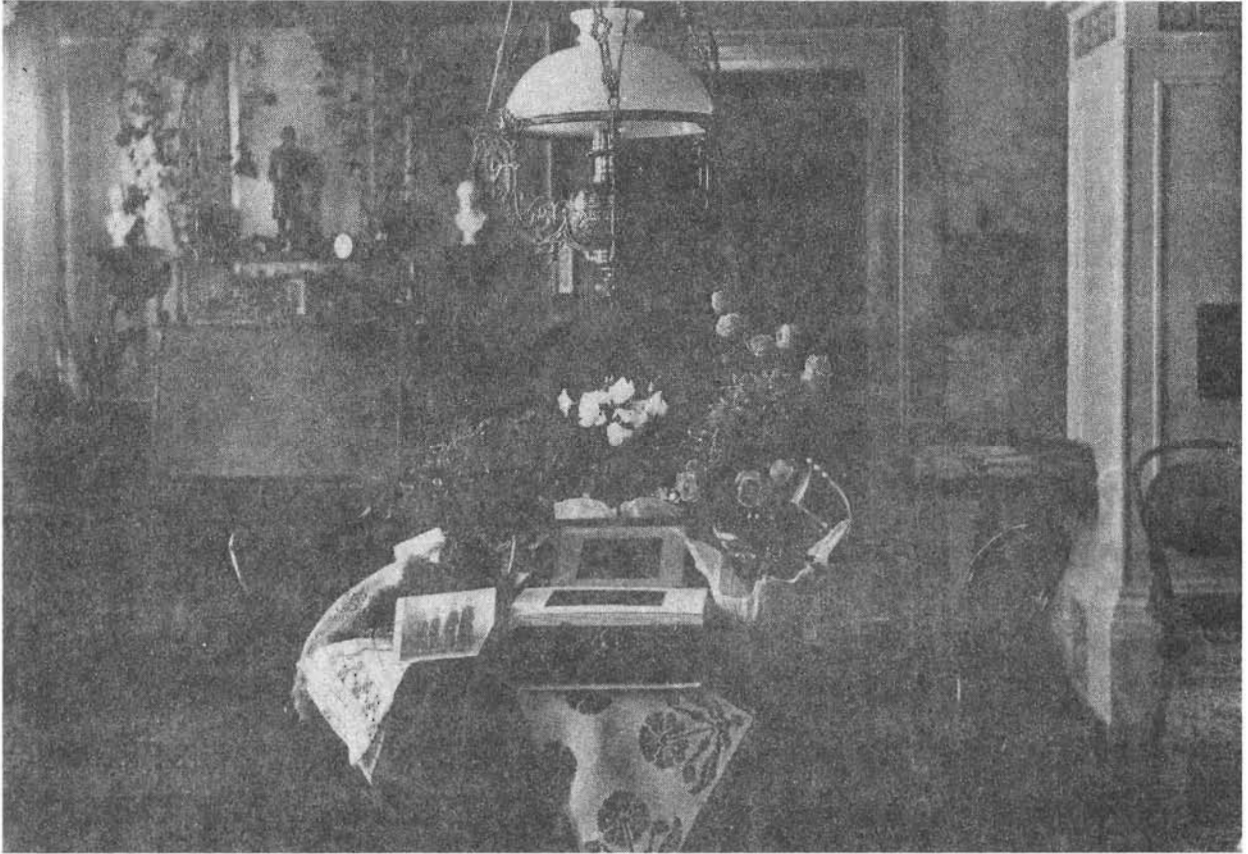


Abbildung 32 Geburtstagstisch von Wilhelmine Gsell-Lutz (Foto von vier Kindern des Sohnes Jakob). Wohnzimmer Röteli.

50. Geburtstag. Jeder der Buben stellte einen Componisten vor in der Gewandung seiner Zeit, sprach einige Verse, hob den Tacktstock, und aus dem Nebenzimmer ertönte, von der Stadtmusik gespielt, eine seiner Compositionen, die Lieblingsstücke des Geburtstagskindes. Beethoven, Haydn, Carl Maria von Weber, Bach und Mozart brachten ihr Huldigungen dar. Und die Muse der Musik brachte der Förderin der edlen Musica einen Lorbeerkrantz. Ja, wir musste alle ein Instrument lernen, und gesungen wurde gern und oft.

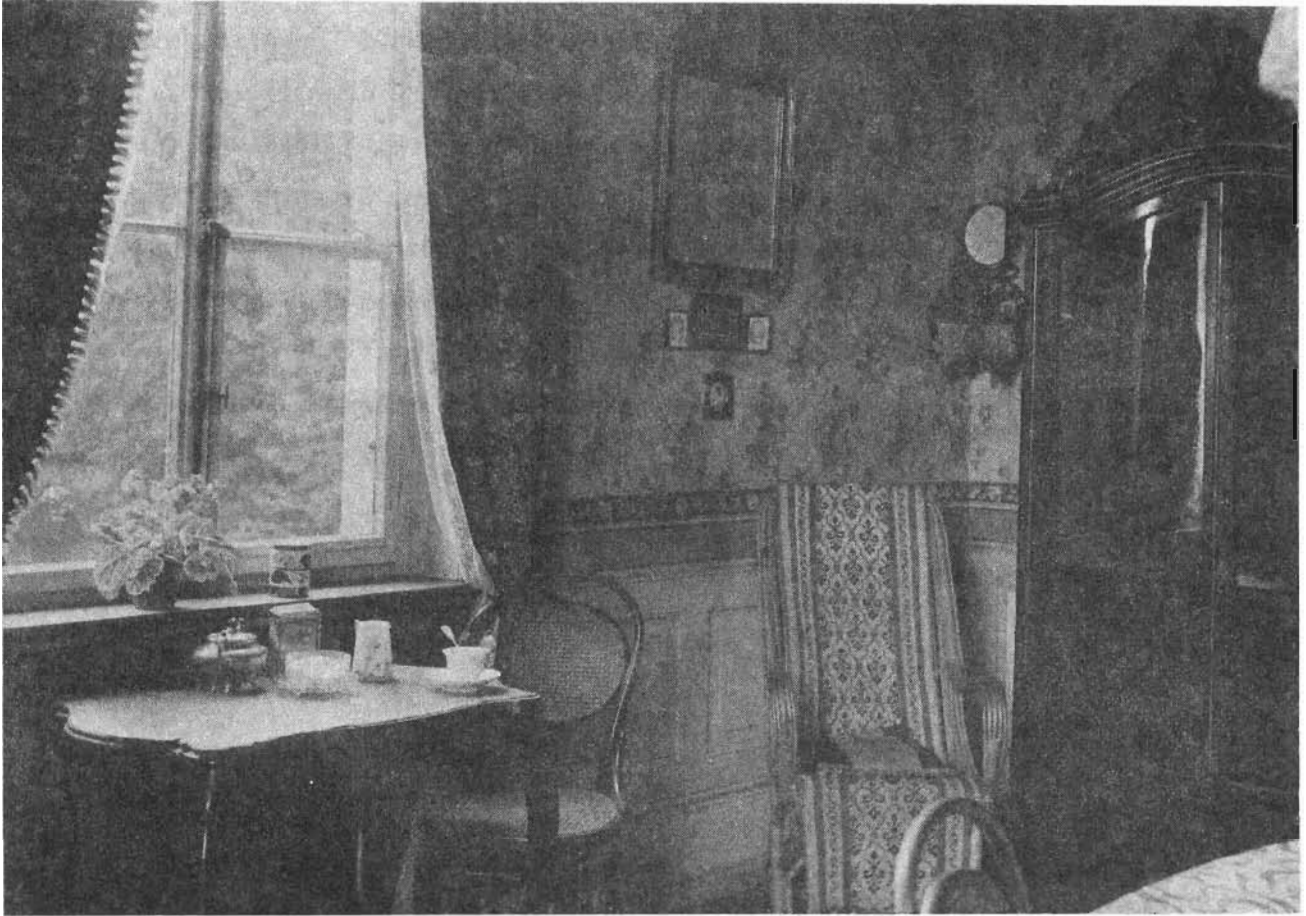


Abbildung 33 Röteli, Innenansicht

Andern Tags war Silvester. Schon früh morgens lärmte man mit Pfannendeckel im Hause herum. Der Erste, das Stubenhündli, wurde gefeiert, und immer wieder sang man: Silvester, Silvester schlag d'Kuchitür zue, es giget en Esel und tanzed e Chue. Der Langschläfer, Silvester genannt, meist der Verseschmied, erhielt eine Katzenmusik. Abends mussten wir Kinder von uns aus etwas bringen, um die lange Zeit bis Mitternacht zu kürzen. Da stellte Rudi, unser Pflegebruder, der als fünfjähriges Waislein und Patenkind von Mama zu uns kam, seinen Mann. Er zeichnete gut und hatte dramatisches Talent. Einmal führten wir den trojanischen Krieg auf, und weil wir Mangel an Weibspersonen hatten, war ich im roten griechischen Gewand die Andromache, im blauen die Helena. Ein anderes Mal wurden Schatten-

bilder, Liederanfänge dargestellt. Auch Schillers Tell im Auszug spielten die jungen Künstler. Beim Neujahreinläuten musste man mäuschenstill sein. Nachher ging der Jubel wieder los, Knechte und Mägde kamen herauf und aus dem Familienpocal nahm Jedes einen Schluck Champagner und auf alle Seiten wünschte man Glück zum neuen Jahr. Dieses feierte man bei Grossmama Gsell in der Stadt. Bei jedem Gedeck des schönen, alten Familiengeschirrs lag eine Gabe. Man trank Schokolade, und ass ungezählte Biber. In der Festferienwoche gings auch einmal nach Rheineck zum Grossmütterli. Wenn Schneewetter regierte, nahm man Schlitten mit und fuhr von Heiden, wohin die Cousinen uns entgegen kamen, ins Rheintal hinter. Auch an Ostern waren wir im lieben Städtli-Haus, der Heimat unserer Mutter. Da wanderten wir von St. Gallen aus. Unsere Berg- und Talwanderungen freuten Alt und Jung. Bald ging es in den Alpstein, von hier aus zu Fuss, bald an den See, dann auch weiter nach Altstätten und Marbach, wo der Urgrossvater herstammte, und ein Grossonkel noch ein Rebhaus besass. Dahin durften an den Wimmet-Sonntagen Gross und Klein der Verwandten unangemeldet kommen zum Fröhlich-Beisammensein mit Gesang und Sausertrinken. Auch in Rheineck beim Grossmütterli war ein Herbstfest mit lustiger Arbeit an einem Werktag. Mit Rebmesser und Korb zog man in den Weinberg am Burgstock. Da durfte man Trauben essen, so viel man wollte, dabei aber auch welche schneiden und in die grossen Büten schütten unten am Hang. Abends, nach getaner Arbeit, sass man in der Erkerstube mit Knechten und Mägden zusammen, machte ein lustiges Spiel mit Grüschen, wohinein Geldstücklein, Feuersteine zum Lutschen und auch Zettelchen mit Geschenks-Verheissungen gesteckt wurden. Jedes erhielt einen abgeteilten Grüschen-Haufen, der ganze war fast so lang wie der Tisch, und ein emsiges Suchen begann. Das war ein fröhliches Getriebe. Im Winter kamen auch gesellige Freuden, Tanzstunden, frohe Kinderbälle, Theatergenüsse. Die gehörten Stücke führten die Brüder an Wintersonntagen, wenn es draussen rubeelte,

mit viel Geschick im teils selbstverfertigten Theäterchen auf. Eltern und Schwestern waren die begeisterten Zuschauer. Auch da stellte sich Bruder Rudi als Regisseur an die Spitze der Schauspieler. Wars aber strahlendes Winterwetter, so zog man mit den Schlittschuhen auf die Weiher, da wo im Sommer mit Lust und Freude gebadet und herumgeschwommen wurde. Schön wars inmitten des verschneiten Waldes auf glatter Fläche dahin zu fahren und Freunde und Freundinnen zu treffen. Im Abendglühn gings in lustigem Zug wieder heimwärts. Sonntags und Werktags freuten wir uns des Lebens.

Fast alle von uns Geschwistern gingen gern zur Schule, nicht immer wegen des Lernens, wohl aber wegen den Freundschaften, und wir Mädchen auch aus Schwarmgefühlen für die Lehrer. Ich lernte hauptsächlich darum: Nur sich nicht blamieren daheim vor den Brüdern im Wissen und Können! Diese will ich Euch schildern: da war einmal der Jüngste, das Ottoli oder Töneli, ein blauäugiges, eher zartes Büblein mit einem weichen Gemüt. Wenigstens musste er, wenn die Mama in die Stadt ging, beim Portal in Schmerzenstönen rufen: Ada Mama, ada Mama! Wegen dem Brüderlein erhielten auch wir Andern plötzlich Butter aufs Brot, was vorher nicht der Fall war. Für mich konnte ich keinen besseren Spielkameraden wünschen, war er mir doch am nächsten im Alter und stets bereit, als Puppenvater und Miterbauer der schönsten und höchsten Türme mitzuwirken. Draussen kletterte er mit auf die Bäume und reichte der Schwester das jeweilige Buch, welches man mit Heisshunger verschlang, während er ein paar Aeste tiefer sein Bilderbuch anschaute. Leseratten waren alle Gsellen.

Drittjüngster, der Wälti oder Walter, musste in der schulfreien Zeit meist Commissionen machen, wohl wegen seiner Zuverlässigkeit. Er zog mit seinem Leiterwägeli aus. Nur einmal kam er später heim, ich war eben auch mit und wohl die Anstifterin: auf dem Bänkli vor dem Pfarrhaus, in der Nähe vom Röteli, Bratwürstli auszusaugen, die ein Geschenk des Metzgers aus der alten Stadtschreiberei beim Rathaus waren und prächtig schmeckten.

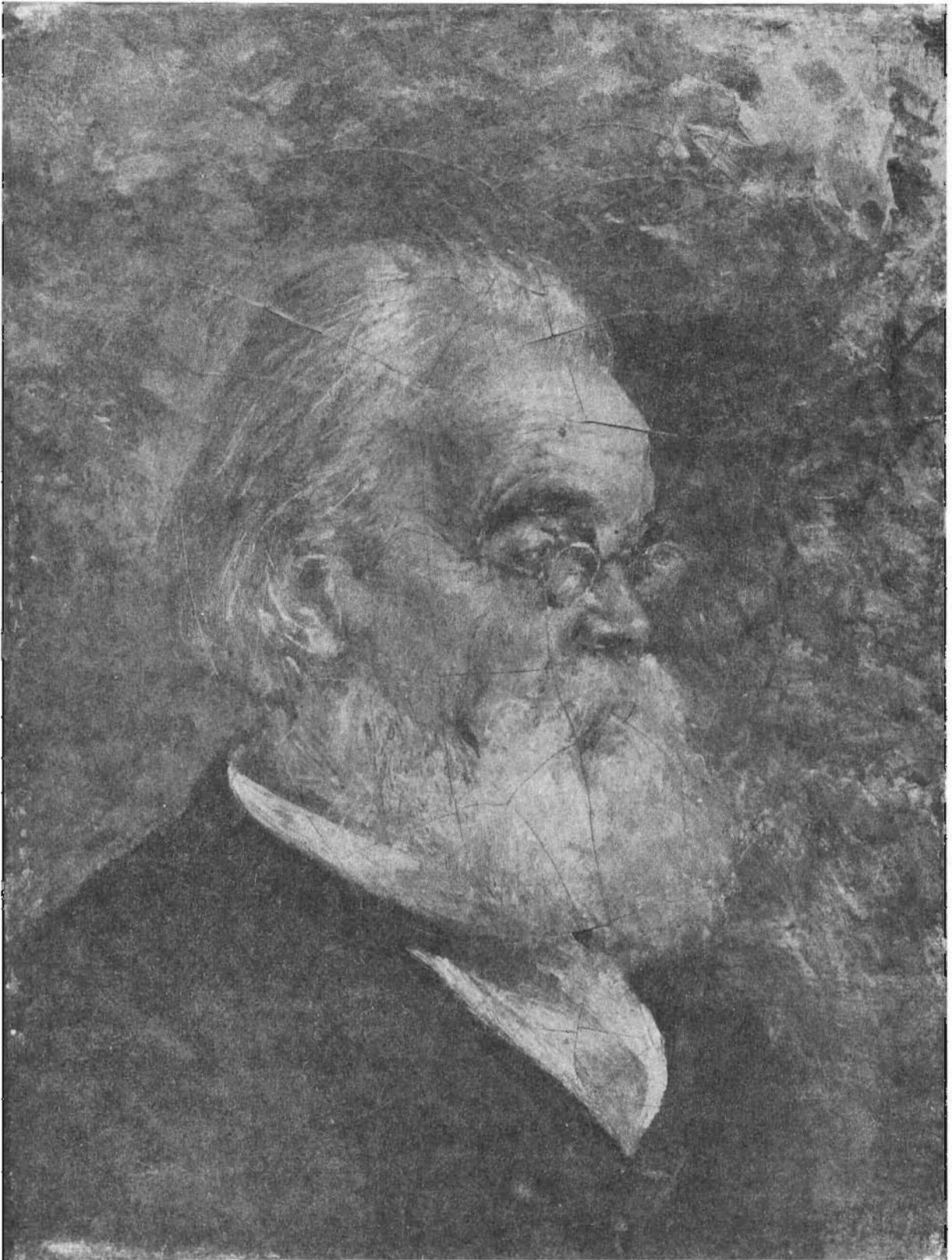


Abbildung 34 J.L. Gsell-Lutz in seinen späteren Jahren

Nummer Vier: Rudi führte sein eigenes Leben, zeichnete, malte, jä-tete sehr ungern Unkraut, schrieb Sprüche an den weissen Kachel-ofen im Bubenzimmer und sang mit dem Bruder Jakob Volkslieder. Die zwei Stimmen klangen so hübsch zusammen. Leider war Jack sehr kurz-sichtig und durfte nicht so viel lesen und lernen, als er und die Eltern gerne gewollt hätten. Sein feines Musikgefühl (er spielte gut Zither und improvisierte auf dem Klavier) und seine Naturfreude mussten ihm über Manches hinweghelfen.

Julius, der Drittälteste, steckte meistens beim Gärtner im Stall, liebte seine Ziegen innig, half Holzsägen und Blumenpflanzen. Mir trug er auf dem Schulweg immer den Teckt und liess mich, als er Lehrling war, Briefe copieren und Cigaretten rauchen. Diese schmeckten sehr schlecht.

Schwester Marie wurde von den Brüdern sehr geplagt. Sie wollte der Mutter beim Erziehen helfen. Das lieben Geschwister eben nicht.

Hermann, der Schönste der Familie, mit blauen Augen und gewelltem Haar, hatte ausgesprochenen Sinn für Gerechtigkeit und erzog im Stillen. Sein Wort galt etwas. Ich liebte ihn heiss, trotzdem er vor der versammelten Tafelrunde den Vater frug, ob er wisse, dass das Clärli alles auf seinen Teller tue, was es nicht möge? Der gütige Papa wird es wohl gemerkt haben!

Robert, der Aelteste, dunkelhaarig-braunäugig, war der Fleissigste von allen. Er arbeitete immer in Papas Studier-Zimmer, machte Verse und Stammbäume und stand uns Jüngeren etwas fern. Das erste Quartett sei viel heftiger und schwerer zum Erziehen gewesen, sagte später die Mutter, als das zweite, wohl weil Papa weniger heftig wurde mit dem Aelterwerden und uns oft wie ein Grosspapa behandelte. Gütig und doch energisch war die Mutter. Sie sorgte für Alle voll Liebe. In Haus und Hof herrschte sie, aber Alles geschah im Namen des Hausherrn.

1859. Ich die Maria gnommen
 53. Ich Habi kommen
 54. Ich der Müggel ruffen, wenn sie flatterig in die Lauer.
 55. Sind. Mordens mitgepfunden, ich mich mit Papas
 56. Kann die Marie p. ruffen mit mir's nicht in.
 57. Kennt die Lydie, Tale blond p. zunt p. still.
 58. Ich St. Moritz nach als Kaufmann p. Metz
 59. Bist man sein in Köpfe nach, und pagen. Pats zum
 60. Jacob Laureng stellt sich ein, soll p. ruffen bald ganz. ^{Liedersache}
 61. Michhandtalo p. 6. ^{Walter feld p. sein.}
 62. Galt mir ist im aber mich geliebt sein liebes
 63. Ich's Kläli kann ich ist das ganze Liedes
 64. Sind alle Töcher pfund p. wohl d. sein geliebten
 65. Galt's 8 Lay Wesen ohne ich p. ruffen.
 66. Gung's mich Davos, pfund ist d. ich in ^{Waldschloß!}
 67. Kaldi David gutwilligen groß p. Galt ist ^{Waldschloß!}
 68. Kennt die Benjamin Karl Otto nicht. mit ich.
 69. Alle seine alle ist im, Konchental gel. etw. ich
 70. Kaldi michmal ^{Waldschloß!}
 71. Gung's mich die Müggel, nicht mich ^{Waldschloß!}
 72. Marie Goldens, Robert Leipzig, Lieb. ^{Waldschloß!}
 73. nicht mich guntod, pagen Galt ist ^{Waldschloß!}
 74. Marie nach Paris gebauft, pfund ^{Waldschloß!}
 75. Kaldi p. Lindtmonat nicht mich ^{Waldschloß!}
 76. Marie Kalli, Laub Horn, Robert für die ^{Waldschloß!}
 77. Heidelberg guntod font, Herman ganz in ^{Waldschloß!}
 78. Wilhelm Gung's der Gung's ^{Waldschloß!}
 79. Gung's nicht mich Gung's, Gung's ^{Waldschloß!}
 80. Gung's nicht mich Gung's, Gung's ^{Waldschloß!}

Abbildung 35 Gedicht der Wilhelmine Gsell-Lutz
 ihrem Gatten 1877 zum silbernen Hochzeitstage

Von etwas sehr Liebem muss ich Euch noch erzählen: von unseren Tieren. Da gab es Hennen, manchmal auch Enten, ein wundervoller Pfau schlug ein prächtiges Rad mit seinen bunten schillernden Federn, krächte aber so fürchterlich, dass man ihn auf Wunsch des Nachbarn in einen kleinen Vogelgarten am andern Ende der Stadt, den ein Arzt hielt, geschenkt hat. Manchmal besuchten wir ihn. Im Haus wechselten ein graurosa Cacadu mit zwei wunderschönen Kardinälen, mit den roten Tschüppeli, und einem fleischfressenden Vogel aus der Steiermark, einem Patengeschenk, ab. Das Putzen des Käfigs liebten wir gar nicht, so wenig als die Katzen, die wegen den Mäusen gehalten wurden. Unsere speziellen Freunde waren die Hunde. Der Erste, an den ich mich erinnere, war der Caro, der im Garten, wenn das Töneli schlief, den Wagen bewachte und laut bellte beim Erwachen des Bürschleins. Dann kam der Blanco aus dem Schwabenland. Früh morgens traf er ein, ein junges Hündlein. Auf der Altane wurde die Kiste aufgemacht. Wir standen in den Nachthemden dabei. Das Erste, was er tat: er zerriss dem Rudi sein Hemdlein. Da sprangen wir Alle hinein und zogen uns an. Etwa 11 Jahre durften wir den treuen Freund Wächter behalten. Da kam ein harter Schicksals-Schlag über ihn und uns. Da die Sucht in St. Gallen überhand nahm, wurde die polizeiliche Anzeige gemacht, jeder Hund müsse einen Maulkorb tragen. Dem Büebli, wie Martin unsern Blanco nannte, war dieser zu klein. Martin trug den Korb in der Hand und führte den Hund an der Leine, um einen Maulkorb zu kaufen. Da kam ein Polizist, führte Blanco weg und offenbar sofort zum Schinder, dem Hundetöter. Obwohl man sofort Schritte tat, ihn vor dem traurigen Ende zu behüten, war er schon tot. Wir weinten heisse Tränen und wollten keinen Hund mehr haben. Wegen der Sicherheit, das Röteli lag einsam weit draussen vor der Stadt, musste aber doch einer her. Da kam der schwarze Nero mit seinen glühenden Augen. Er sprang mir einmal auf die Schultern. Ich fürchtete mich seither entsetzlich und ging immer zum hintern Portal hinaus in die Schule. Zum Glück war bald

Ferienzeit. Otto und ich durften nach Basel fahren. Jeden Abend betete ich: Lieber Gott mach, dass der Nero bei unserer Heimkehr nicht mehr da ist. Er starb an einem Herzschlag vor unserer Ankunft. Wie dankte ich in meinem Abendgebet um die Erhörung meines Wunsches. Und nun erschien der herzige Ami, diesmal ein kleines Tier mit langen, lappigen Ohren und wunderschönem Schweif. Den kannten wir schon gut von Rheineck her. Er war so gutmütig, dass wir ihm Puppenkleider anziehen und ihn in ein Tragkissen stecken konnten. So brachten wir ihn dem Grossmütterli als neugeborenes Kindlein. Wir freuten uns einige Jahre an ihm. Da ereilte ihn ein Unglück. Er kam unter ein rasch fahrendes Fuhrwerk und war sofort tot. Otto war besonders betrübt. Jeden Tag hatte Ami ihn zur Schule begleitet und oft auch auf ihn dort gewartet. Der Prinz, ein schönes gelbes Rassetier, war der Gescheiteste von unseren Hunden. Er holte beim Metzger unsere grosse Sonntagswurst, begleitete den ältesten Bruder an die Sitter zum Baden und holte von zu Hause aus die dort vergessenen Badehosen. Sein treuer Hüter war der hinkende Tagelöhner Graf, ein lieber, aber entschieden hässlicher Mensch. Da waren wir in einem Laden. Die Kinder riefen: do chonnt de Prinz und de Grof! Das Personal sprang zum Laden hinaus und kam enttäuscht zurück. Wir aber lachten von Herzen.

An die Pferde Fanny und Coco kann ich mich nicht erinnern, ebenso wenig an den Diener Friedrich. Er musste bei Gesellschaften servieren in weissen Handschuhen, und ausfahren, wenn es die Eltern wünschten. Auch Papa kutscherte manchmal selbst, zum Schrecken der Mama, die allem Draufgängertum nicht hold war. In der Remise stand aus jener Zeit ein blauer, schöner Schlitten. In diesem spielten wir mit Wonne. Einmal im Winter entlehnte man Pferde und einen Kutscher, und die ganze Familie, soweit sie Platz hatte, fuhr ins Heinrichsbad, wo die schönen Landschaftstapeten unsere Freude waren. In jeder Jahreszeit gabs wieder andere Freuden. Ja wir Rötelikinder hatten es gut und schön. Mit Milde und Strenge

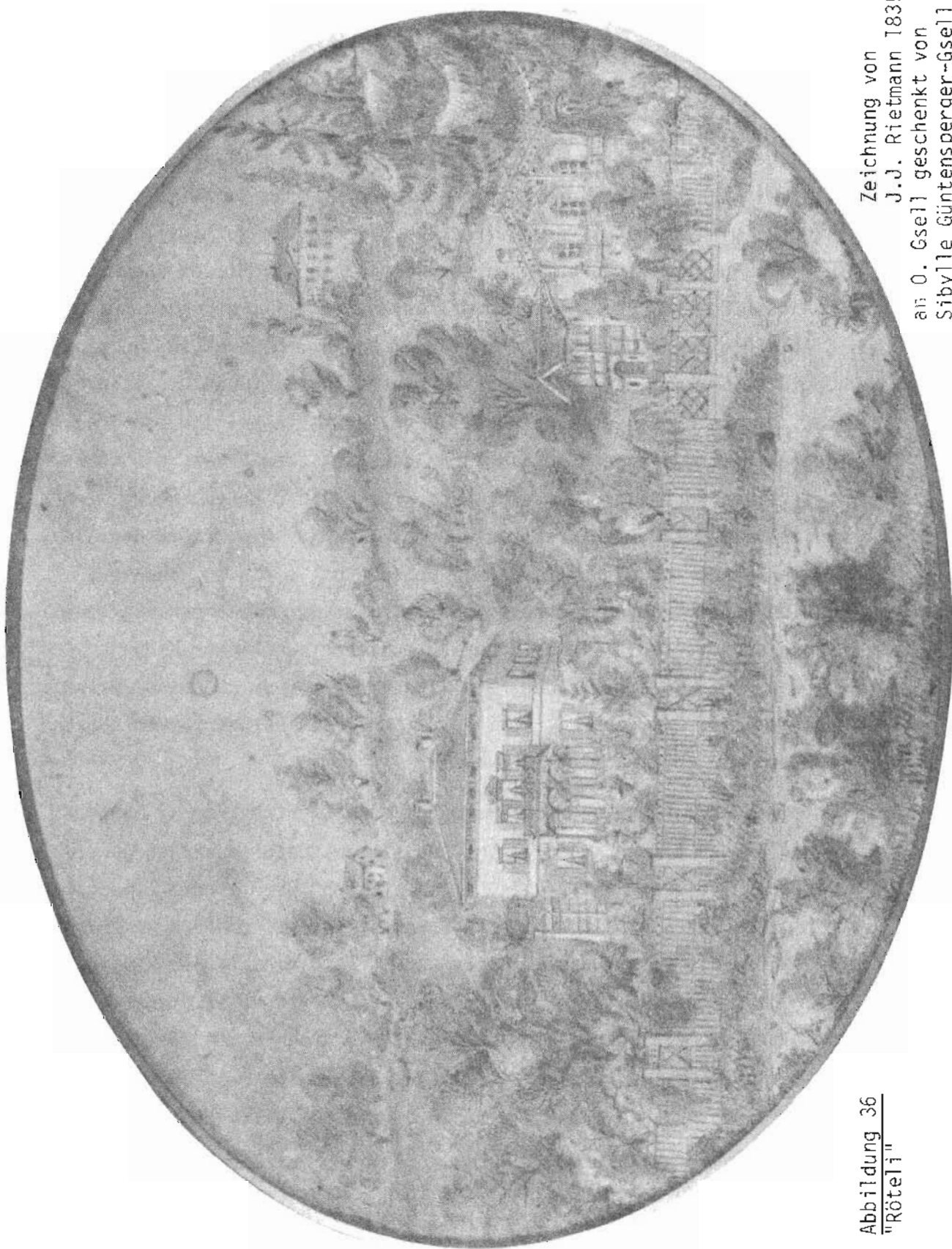


Abbildung 36
"Rötel"

Zeichnung von
J.J. Rietmann 1835
an O. Gsell geschenkt von
Sibylle Güntensperger-Gsell

leiteten uns die Eltern an, grad und wahr zu sein, sich zusammen zu nehmen und vor allem, uns nach Streitigkeiten zu versöhnen. Vor dem Schlafengehen musste stets Frieden gemacht werden. Bruder Robert hat unser liebes Heim zum Silberhochzeitsfeste von Vater und Mutter am 2. März 1877 in Versen besungen:

Im Schatten dunkler Bäume
Fern von der Welt Gebraus
Hebst deine lichten Räume
Mein Vaterhaus.

Lieblich Nestchen traut
Prunklos aufgebaut
Hebst deine lichten Räume
Mein Vaterhaus.

Drin in den luftgen Hallen
Es raschelt, raucht und lacht.
Froh Kinderstimmen schallen
Bei Tag und Nacht.
Frische Jugendlust
Jauchzt aus voller Brust.
Froh Kinderstimmen schallen
Bei Tag und Nacht.

Im Reich das Scepter führet
Ein treues Elternpaar
Das ohne Stock regieret
Die wilde Schaar.
Ernst vereint mit Mild
Als Parole gilt
Und ohne Stock regierets
Die wilde Schaar.

Mög sie noch lange blühen
Die Lieb im alten Haus,
Dass Glück und Freude ziehen
Stets ein und aus.
Eins zu aller Zeit:
Treu in Ewigkeit,
Dass Glück und Freude ziehen
Stets ein und aus.



Abbildung 37 Kinderspiel im Röteligarten

von links nach rechts: Hans Gsell, Clelie David,
Ebeth Gsell (hinten), Carl Gsell (hinten), Otto Gsell (vorn)
Anny Wild, Willi Gsell.

III B. DER ALTE ROSENBERG

NACH EINER JUGENDERINNERUNG VON CLARA WILD-GSELL

Wie schön war er doch, als Alles noch grün und voller Obstbäume stand! Der Höhenweg grenzte ihn im Westen und Norden ab. Oben im Weyermanngut schaut ein festgebautes Gartenhäuschen ins Land, direkt dem Säntis ins Angesicht,

Die nächste Wiese hiess Röteli und behielt diesen Namen bei, als unten an der Rosenbergstrasse um 1855/57 ein geräumiges Familienhaus in italienischem Styl gebaut wurde. Darin wohnten glückliche Menschen einfach, mit offenem Sinn für das Gute und Schöne. Ein nicht allzusteiliger Weg führte in manchen Kehren den Berg hinauf, zuerst durch ein Wäldchen, das der Hausherr angepflanzt hatte, zu einem vollausladenden Birnbaum, um den eine Bank gezimmert wurde - Römelibänkli genannt - dem Gärtner zu Ehren, der das ganze, grosse Areal nach den Plänen von Herrn Morel (dem spätern Bundesrichter) eingeteilt und angepflanzt hatte. Oben am Höhenweg endete der Pfad in einem kleinen Rondell, beschattet von einer Weihmutskiefer. Dies war der Lieblingsplatz des Hausherrn. Jeden Nachmittag begab er sich mit dem Feldstecher und der Revue des deux mondes auf dieses "Lueg ins Land". Ein Törlein führte hinaus, und bergan ging's hinauf zur Kurzenburg, der Taubstummenanstalt.

Ins Nebengut, den Sonnenberg, führten keine Weglein den Berg hinan, da war nur Wiesland. Man pflegte gute Nachbarschaft, und an Festtagen war der Weg vom Röteli Gemeingut.

Angrenzend kam der Grünberg, der Sittersitz der Familie Bärlocher-Wenner, später die Ganzjahr-Heimat von Frau Müller-Wallace, einer geliebten Grossmama. Prachtskastanienbäume waren der Schmuck des untern Gartens. In der Wiese, den Berg hinauf, stand ein Stadel, zu dem man sich manchmal durch die Hecken pirschte, wenn nicht gerade Kühe weideten. Diese hatten im Greifenacker, dem nächsten Gute, ihren grossen Stall. Zum Hause führte eine steile Stein-
treppe. Wir mussten Samstags jeweils die Lesemappe zum alten Buchhändler Scheitlin tragen, der uns mit seinem Samtkäpplein einen respektvollen Eindruck machte. Die "Möckli" nahmen wir gerne entgegen, welche die bucklige, freundliche Tochter uns reichte. An der Strasse stand ein gemauertes Gartenhaus. Da habe sich Schweres zugetragen: ein Duell des begabten Sohnes, das tödlich verlief und in zwei Familien tiefes Leid brachte.

Nun unterbrach eine Wirtschaft und Bäckerei das grüne Gelände. Da erhielten wir Kinder immer ein Wegglein als Zugabe zum Brot. Man ging drum mit Freude in den BLUMENSCHEN zum Beck Steinlin.

Respekt floss mir das nächste Gut, die LOGE, ein. Da wohnte die alte Grossmama der Pariser Mangel mit der weissen Haube. Ein schmaler Weg trennte dieses Landgut vom nächsten, dem BERG. Auch hier stand wieder eine wunderbare Gruppe Kastanien neben dem Herrenhaus, das einen besondern Nimbus für uns hatte, wohl weil zuerst das schöne Gärtner-Haus kam und der Besitzer ein Herr "von" war und in Bern wohnte! Und auch weil die Verfasserin des Burgunderzugs - Maria vom Berg - hier gewohnt hatte. Da hatten wir oft Vereinli, eine besonders liebe Freundin und Base war da eine Zeit lang daheim.

Zwischen dem Berg und dem Waisenhaus (alle Güter gingen bis zum Höhenweg) lag das Besitztum der Familie HEFTI. Auch hier konnten wir ein- und ausgehen. Eine liebe, alte Grosstante hatte da ihre heimeligen Stuben. Das Haus mit der Ost- und Westfreitreppe lag

hart an der Rosenbergstrasse und hatte hinten einen prächtigen Garten mit dunklen Bäumen, einem geheimnisvollen Weierlein und vielen Weglein. Da konnte man herrlich "Begegnerlis" spielen.

Das WAISENHAUSGUT liebten wir besonders. Am Kinderfest, von der Stadt und ihren beflaggten Gassen herkommend, ging der Zug darin die vielen Windungen hinan und hieher wurden den Mädchen die Schatten-Hüte gebracht. Wie schwenkte man da vor Freude die Guirlanden! Abends ging es die steile Tigerbergstrasse, auch Käseberg genannt, hinab mit lustigem Singen und Springen. Der Festplatz war ennet dem Höhenweg und erst seit 1859 im Besitz der Bürgergemeinde.

Sehr wenig Häuser standen auf dieser Seite des Weges: von Westen her kommend das SCHORENGUT mit seinem Bauernhaus (die Brunnenstube vom Röteli stand darin), die TAUBSTUMMENANSTALT mit dem weiten Blick auf den Bodensee, das SCHLOESSLI auf Höggersberg mit seinen zwei sechseckigen Erkern an der West- und Ostecke und dem kleinen Türmchen in der Mitte.

Dieses war früher der Sommersitz des jeweiligen Bürgermeisters der Stadt St. Gallen. Auch Vadian residierte seinerzeit darin. Später wurde es das Sommerheim der Familie Fehr. Ruhig konnte man den Winter über alle Möbel, Bettstücke etc. drin lassen, weil die Sage ging, es geistere in dem einsam stehenden Haus.

Nicht gerade sehr weit weg lag das Anwesen zum AMSTEIN, einer Wirtschaft mit drei grossen Holzterrassen. Es stiess an den Kinderfestplatz mit seiner wunderschönen Linde am Ende der ebenen Wiese. Weiter kam ein Bauernhof, dann, nach der Kinderfestwiese, der BRUDERER, auch eine Gaststätte, wo oft Kindergesellschaftlein der Städtler abgehalten wurden, und wo man sich herrlich tummeln und gigampfen und gireitzen konnte.

Es galt fast als Spaziergang, den St. Magniberg herauf: Da kam man am entzückenden Gartentempelchen und dem Sommerhaus der Familie WIRTH auf der einen Seite, dem Dr. GIRTANNER, Besitzer auf der

andern Seite des schmalen Strässleins vorbei. Dieser gemütliche Holzbau beherbergte in den heissen Monaten liebe Familien aus der Multergasse und der Sternenackerstrasse. Goswina von Berlepsch, die sympathische Schriftstellerin, hatte hier einige Zeit ihren Wohnsitz.

Nun sind wir an der Ostseite des Rosenberg angelangt. Romonten heisst es hier oben. Von der Stadt gelangte man durch's untere ins obere Laimat - dieses ein entzückendes Waldtälchen mit einem gurgelnden Wässerchen. Die SCHLINGE, der SCHOENBUEHL, der ADLERBERG, der WILDBERG, der APFELBERG liegen in diesem Gebiet und waren früher meist nur Sommer-Wohnstätten. Anno 1815 wurde z.B. der Rötelihausherr in der Schlinge geboren, dem Sommersitz der Gsell. Der Schönbühl mit seiner hohen steinernen Eintrittshalle war dem Familienhaus der Schläpfer in Speicher nachgebildet, als die Tochter von dorten aus dem Appenzeller- ins St. Gallerland zog.

An die St. Jakobstrasse angrenzend, die ins Thurgau führt, lag die Richtstätte mit dem Galgen. Mit einigem Grusein ging man als Kind da vorbei, obschon nur ein harmloses Bänklein in der Wiese stand. Aber die Vergangenheit spricht eine beredte Sprache und beherrscht auch Kindergemüter.

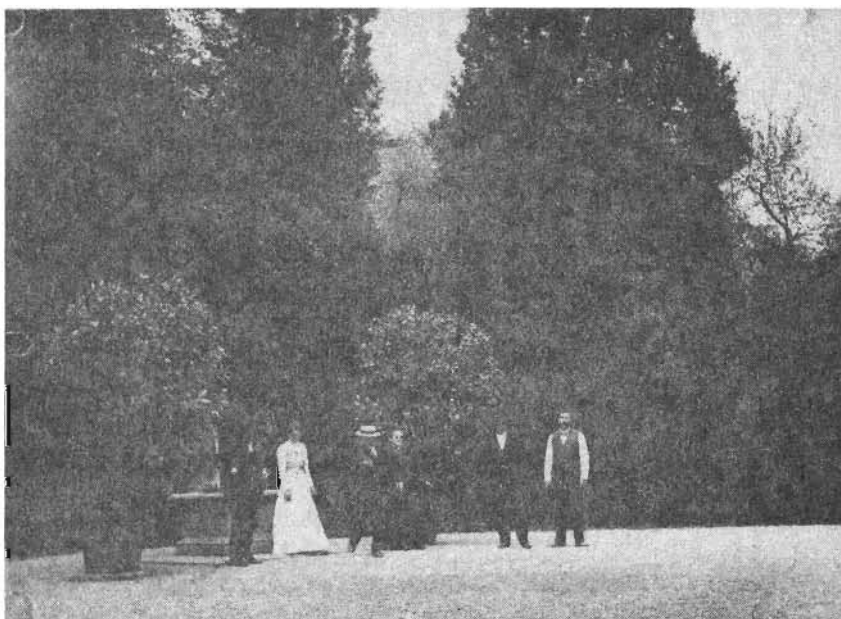


Abbildung 38

Im Röteli Garten
beim Kegelspiel

von links:
Hermann Gsell -
Irma Gsell-Baerlocher
Otto Gsell -
?
?
Rudolf David

III C, DER NUSSBAUMTISCH

VON DER FAMILIE GSELL-LUTZ ZU JULIUS GSELL
UND ZU OTTO GSELL-DIETSCHI

(Taufrede für Hans-Otto Gsell von Clara Gsell-Wild 1941)

Frankreich ist mein Vaterland, Paris im Magasin du Louvre wo das junge Ehepaar in einem grossen Haus mich und meine ganz anders gearteten Geschwister beguckte, beurteilte und für sein Heim auswählte. Wir waren alle von Nussbaum und hatten eine schöne Maserung, elegant geschwungene Beine und eine dunkle Färbung.

Nach Wochen zogen wir in der Schweiz im neuen Hause ein, wurden ausgepackt und fanden unsere Plätze. Ich kam mitten in das grosse, weisse Zimmer:

In der Ecke stand ein heller Kachelofen, zwei Glasflügeltüren öffneten sich in die beiden Nachbarzimmer. Zwei Konsolen standen an den Seitenwänden, darüber hingen grosse Spiegel mit breiten, goldenen Rahmen, darauf: auf dem einen zwei Glasstürze mit Colibris, in der Mitte eine goldene Uhr; auf dem andern eine Marmorschale und grosse Muscheln. Der eine Eckplatz war die Besuchs-Nische mit rotem Kanapee und zwei Lehnstühlen. Da wurden Besuche empfangen, besonders freuten mich die jungen Brautpaare.

Ich erlebte viel Schönes in diesem Hause im Grünen. Es hatte den sonderbaren Namen "Röteli" und erhielt ihn auf lustige Weise: das Landgut, die Wiese, hiess von jeher Röteli, aber die Besitzer wollten gerne eine Auswahl von Namen haben und schrieben darum unter der Verwandtschaft eine Konkurrenz aus. Vier Onkel oder Tanten

wählten den Namen Röteli und erhielten die ersten Preise. Das Gedicht mit zwei Rötelivögeli weiss ich noch auswendig:

E Vögeli kenn i, e herzig klis Ding,
Es ka wie n'e Oergeli pfife.
Vo Federli hät's e rots Tüechli am Hals
Sis Röckli ist bru wie d'Olive.

Wo Friede daheim ist und fründlige Sinn,
Do seid's der "Gottwilche" mit Singe
Und bauet si Nestli nöd wit vo dim Hus,
Du muest em gär nünt derzue bringe.

Doch nimm di in Acht! Wenn di 's Vögeli freut,
Es güggslet und löslet ringsume
Und merkt's, dass me Händel und Ufriede hät --
Seid's "Adie" und konnt der denn numme.

Drum isch's e guets Zeiche, wo's Vögeli wilt,
Drum halt mer sin Name in Ehre!
Verschüch vo dim Guet mer drum "s'Röteli" nöd!
Tuest gern jo dem Ufriede wehre.

(Onkel Carl Naeff, Rheineck-St. Gallen)

Und lustig ist auch die Appenzeller Landsgemeinde mit dem erwählten Urnamen Röteli:

Landamme: Hochgeachte, hochgeehrte, getreue, liebe Landlüt!
Wem's wohlgfällt und dass me dem Hus do usse, wo sit
Mannsdenke allewile s'Röteli g'heisse hät, ond kann
Mänsch en g'schidere Name uf z'findid wäss --- wem's
wohl g'fällt, dass me au i Zuekunft ond für alli Zite
wieder s'Röteli säg! ----- er hammi wohl verstande ----
Der heb' d'Hand uf!

Volk: Ui, Ui, Ui!

Landamme: Hochgeachte, hochgeehrte, getreue, liebe Landlüt!
----- es blibt bim Alte!

(Dr. Eduard Naeff, Altstätten)

Wir hatten oft Gesellschaften. Ich freute mich über das schöne, feine Lyonerdamast (es sei das schönste dazumal in St. Gallen gewesen). Das Geschirr war weiss, der Glasservice weiss kristall und reichhaltig. In der Mitte standen jeweils neusilberne Wärmepplatten, an den beiden Enden solche Leuchter, Vasen mit Blumen und lustigerweise geschnitzte Zahnstocher in silbernen Bechern.

Ein Diener, Friedrich mit Namen, mit weissen Handschuhen, servierte und schenkte Wein, der in Karaffen gereicht wurde.

Die Gäste, Verwandte und Freunde, waren meistens sehr belebt. Wenn es still war, konnten sie die Bilder an den Wänden betrachten, einen Bocion und eine Elisabeth Kelly.

Im Sommer sah man auf den gedeckten Balkon hinaus, der unten mit Topfpflanzen geschmückt war. Da trank man den schwarzen Kaffee bei mittelgutem Wetter, las Zeitungen oder diskutierte. Der Hausherr liebte lebhaftes Geplauder.

Viele Feste wurden im weissen Saal gefeiert: fünf Taufen! Der erste Täufling war Julius. Der Bauherr des Hauses, sein Pate, hielt einen gehaltvollen Taufespruch. Das Kindlein war das erste, das im Hause geboren wurde.

An Weihnachten wurde ich durch die Flügeltüre ins andere Zimmer gestossen, das grüne genannt. Da waren die gleichen Möbel, auch Nussbaum und roter Plüsch, und auch derselbe Spiegel, etwas kleiner. Auf mir waren die Geschenke des Ehepaars ausgebreitet, sozusagen immer dieselben Sachen: auf der einen Hälfte Praktisches und Essbares für den Hausherrn; auf der andern, in Attrappen, Geldgaben für die Hausfrau; so einmal eine goldene Kutsche aus Karton mit Droschkengeld für die Stadtfahrten, ein armes Weiblein mit goldenem Inhalt für die Spenden der Gütigen. Aus dem Saal tönten die frohen Kinderstimmen, aber vom Christbaum sah ich nur die Spitze hoch oben und das Primelibeet an seinem Fuss.

Einmal erlebte ich etwas ganz Schreckliches: Es war tiefe Nacht, Alles schlief, da ging die Türe auf --- ein Mann schlich leise herein, näherte sich mir, raffte alles zusammen, was auf mir lag: eine ganze Ueberseer-Herrenaussteuer; schleuderte ein seidenes Hochzeitskleid, das für die Tochter des Hauses für den andern Tag bereit lag, in eine Ecke und still, wie er gekommen, ging er wieder hinaus. Am andern Morgen erschrak die ganze Familie, aber fort war fort und so musste alles weiterleben.

Mein Leben war abwechslungsreich. Bald diente ich als Familien-Esstisch, wenn der Hausherr wegen seiner Gesundheit in der untern Etage bleiben musste. Dann kam statt des gotischen Mappen-Schränkleins ein Büffet herein und die Aenderung war fertig.

Das Bureau lag nebenan, grüne Vorhänge bedeckten die Scheiben der Türen. Man konnte nicht hineinsehen, aber hören konnte man manchmal "fluchen". Das freute leider besonders das jüngere Töchterlein. Ein kräftiges "Herrgottsakrament" tat so wohl aus dem Munde des lieben Vaters zu hören. Er war ein temperamentvoller Herr.

Auch jungen und alten Besuch erlebte ich oft; die Vereini "Primula" und "Alpenrose" und den gemütlichen Basenabend.

Und wieder einmal wurde ich --- nicht in der Festzeit --- in das grüne Zimmer verbannt: Es gab für die "Primula" eine Tanzerei mit der "Rhetorika" im Saal. Man liess zum Glück die Flügeltüren offen: da war der schlanke Heiner und die Marie, die rundliche Julie und der blonde Heilig, die braunäugige Anna und der Lenk, der Julius und die Bertha, die Fanny und der Alfred*, der Theodor** und die braunäugigen Saxerli.

Im geheiligten Bureau wurden an kleinen Tischen Bratwüstli verzehrt und die Wogen gingen hoch.

Ich bin ein alter, vergesslicher Geselle und möchte doch so gerne sagen, wie vergnügt die junge Welt um mich herumsass, wenn der

* Dr. Vonwiller

** Dr. Aepli

erste Schnee fiel und Marren und Luggmilch verteilt wurde; dann ging ein eifriges Schlagen mit den Löffeln an, und wer zuerst die Butter fertig kriegte, war Sieger. Die Geschickten formten hübsche Sachen daraus: Rosen, Epheublätter etc.

Auch erzieherisch wurde gewirkt: eine Ueberseertante wurde durch ihre ältere Schwester im Bann gehalten. Sie litt an Schwindeln und sonderbaren Vorstellungen. Wenn Wilhelmine der Mathilde aber die Hand festhielt während der Mahlzeit und flüsterte: "nur fest", so konnte sie sich beherrschen, und Schwager und Schwester waren glücklich, und sie selbst wohl auch.

Nun kommt eine traurige Zeit: Die Verbannung in den Stall nach dem Tode des Hausherrn. Es war der erste Sarg, der aus dem Röteli getragen wurde seit seiner Erbauung. Der älteste Sohn zog mit seiner Familie in den untersten Stock, und ich musste hinüber, wo der Knecht und die Tauben zu Haus waren. Dies war ein kleiner Trost.

Aber die Erlösung kam doch einmal! Ich durfte mit dem Sohn aus Rio und seiner Familie an die Scheffelstrasse übersiedeln und erlebte da unendlich viel Reiches und Schönes. Kinder, Enkel, Gäste aller Art sassen um mich herum und waren glücklich in dem gastlichen Hause. (Julius Gsell)

Dann kam wieder ein Abschied, nicht von mir, sondern vom Hausherrn und einige Jahre später von seiner jüngeren Tochter, die in ein anderes Heim im Grünen zog und zu meiner Freude viel Liebes aus dem Röteli mitnahm: das Pult, den Glaskasten, die Spieltische, an denen so fröhlich gespielt worden war, den ovalen Tisch aus dem grünen Zimmer, an dem seiner Zeit glückliche Brautpaare gesessen hatten; das Kanapee aus dem Bureau, das rote Plüschsofa, der bequeme Lehnstuhl und der grosse Spiegel mit dem goldenen Rahmen aus dem weissen Saal.

Ich blieb einsam und allein zurück.

Aber nun ist es wieder schön. Ich stehe in demselben grossen Zimmer in der Scheffelstrasse* wie vordem. Es ist mir, wie wenn ich wieder im Röteli wär', weil es ganz hell bemalt ist, viel Raum um mich her, liebe Menschen, alte und junge und herzige Kinderchen, gerade wie damals, als fröhliche Enkel sich um mich herumdrängten und die Stufen auf die Altane hinuntersprangen.

(* Otto Gsell-Dietschi).

Ob mir ist ein wunderschöner Kristall-Leuchter, zwischen den zwei Fenstern ein Spieltisch, darüber ein Spiegel mit goldenem Rahmen, auf beiden Seiten dieselben glitzernden Leuchter.

Ich erlebte schon ein prächtiges Fest und glaubte, im Flämischen bei Palieter zu sein. Die Dampfnudeln schmeckten herrlich. Den Sieg errang der Hausherr, er durfte sieben Fähnlein aufstellen.

Und wieder fand ein Fest statt, die Taufe des dritten Kindes, Hans Otto. Herbstblumen, mit Silberband verbunden, schmückten mich. Wie viel werde ich noch erleben!

Der Trinkspruch für den Täufling, von der Schwester des Grossvaters in der Ferne gehalten, klang in meinem Innern:

Seel' und Geist, die sollst du pflegen,
Fleissig deine Hände regen,
Alt' und Neues eng verbinden,
Dann wirst du das Gute finden.

IV. JOHANN MATTHIAS NAEFF-DALP 1773-1853
UND SEINE KINDER, ALTSTAETTEN.

A. NOTIZEN ZUR FAMILIE VON JOHANN MATTHIAS NAEFF
UND SEINER GATTIN MARIA DALP

B. LEBENSLAUF VON JOHANN MATTHIAS NAEFF
1773-1853
ERINNERUNGEN DER ÄLTESTEN ENKELIN
WILHELMINE GSELL-LUTZ, CA 1900 ST. GALLEN

C. SÖHNE UND TÖCHTER VON JOHANN MATTHIAS
NAEFF 1773-1853 UND SEINER EHEGATTIN
MARIA DALP 1778-1811

1. VERZEICHNIS DER SÖHNE UND TÖCHTER VON
JOHANN MATTHIAS NAEFF-DALP

2. DIE KINDER DES JOHANN MATTHIAS NAEFF
DARGELEGT 1939 VON CLARA WILD-GSELL UND
MARIA GSELL-BAERLOCHER

3. FAMILIENFESTE IN ALTSTÄTTEN

4. BUNDESRAT WILHELM NAEFF 1802-1881
VON HERMANN BÖSCHENSTEIN (BERN)
ERSCHIENEN IN DER RORSCHACHERZEITUNG
VOM 9. 12. 1971

5. AUFZEICHNUNGEN VON ADOLF NAEFF 1809-1899

6. ERINNERUNGEN AN DEN SCHÄFLISBERG,
HAUS VON OBERST ADOLF NAEFF UND AN MARBACH,
FERIENHAUS UND REBBERG
VON SEINER ENKELIN MARIA GSELL-BAERLOCHER
CA 1900

a. SCHÄFLISBERG

b. MARBACH

D. ERINNERUNGEN AN DIE FAMILIE NAEFF
VON ALTSTÄTTEN, ERSCHIENEN IM "DER RHEIN-
TALER" VON 20. UND 27. SEPTEMBER 1899

E. OTTO GSELL: FAMILIÄRE LANGLEBIGKEIT,
"ÄKT, GERONTOLOGIE" 12, 1982

Legende zu Abbildung 39, S. 170

Ahnen, die Landvögte waren oder in ausländischen Kriegs-
diensten standen. x Vorfahren Naeff-Dalp
 xx Vorfahren Gsell

IV A. NOTIZEN ZU DEN FAMILIEN VON
JOHANN MATTHIAS NAEFF-DALP, 1773-1853

Der Stammbaum resp. die Deszendenz von Johann Matthias Naeff wird in den vorangehenden und folgenden Texten im Detail angegeben. Hier sind noch besonders vermerkt die Ahnen, auf welche die einzelnen Familiengruppen zurückgehen, so:

1. Bei den Gsell St. Gallen finden sich zurückgehend die Familien Züblin, Gonzenbach, dann mehrfach Zollikofer, Wegelin und Fels, dann in Zürich Wertmüller, Rahn, Escher, Waser, von Muralt, Orelli.

2. Bei den Baerlocher die Vorfahren Wenner, Zollikofer, zurückgehend von den Lörracher Wenner auf die Basler Vest, Stupani, zu Ursula Burckardt bis zu dem von Holbein dem Jüngeren porträtierten Bürgermeister Meyer, zu Frobenius und Gemusius, andererseits von den Wennern in St. Gallen zu deren Familie in Salerno, dargestellt im Buch von Giovanni Wenner, Zürich.

3. Bei den Steinlin-Naeff, zurückgehend auf die St. Galler Familien Rietmann, Züblin, Glinz, Scheitlin, Alther, Zollikofer, näher dargestellt im Buch von Max Iklé: Die Vorfahren 1983.

4. Bei den Vorfahren der Gattin des Adolf Naeff, die Custer in Rheineck, die zurückgehen auf Messmer, Kuhn, Hilty in Werdenberg mit ausgedehntem Stammbaum durch Apotheker Custer in Rheineck.

5. Bei der Gattin des Johann Matthias Naeff, Maria Dalp, Chur, sind die Bündnerfamilien Fischer, von Planta, Fontana, hier dem Vater des Freiheitshelden, auch Hauptleute in französischen und holländischen Diensten, dann die Glarnerfamilien Tschudi, Paravicini.

Namen, die laut Aufzeichnung u. in Urkunden, Briefen, Vätern oder Söhnen

H. Bostelmann's Parovium Landvogt von Heutenberg 1688-1691

Schindler, Johann Jakob Landvogt im Reichenfeld um 1690

Schindler, Rudolf Erste Klasse Landvogt von R. u. S. (ca 1516-1623)

Gallati, Jakob Landvogt im Thurgau 1586

Zürcher, Friedrich Landvogt im Rheintal 1616

Marte, Melchior Landvogt in Baden 1597/98 u. 1614/15 Landvogt in Jura 1599

v. Trübaldy, Maximilian, Offizier in franz. Diensten 1687-1703

v. Trübaldy, Karoline Tochter in franz. Diensten 1687-1699

von Trübaldy, Georg Landvogt im Thurgau 1530-1591
von Trübaldy, Ludwig Landvogt im Thurgau 1467-1534

von Trübaldy, Agidius von Sohn Landvogt in Sargau, Rorschach, Baden.

von Trübaldy, Johann bei Müstern Aufseher von 1030

Selli, Nemes bei St. Jakob am R. u. S. 1491

Trübaldy, Giovanni 1328-1786
Rudolf von Glaris kämpfte 938 u. 952 gegen die Ungarn

Fischer, Johann Anton, Offizier in holländ. Diensten 1715-1777

v. Planta, Junker Maximilian Offizier in franz. Diensten 1697-1767

v. Planta, Hartmann, Offizier in franz. Diensten, kämpfte 1712 in der Schlacht bei Turin

v. Planta, Hartmann, Offizier in span. Diensten 1614-1690

v. Planta, Georg Offizier in russ. Diensten 1765

von Planta, Jakob zum Hauptmann an der Calandriastadt 1514

von Planta, Johann Offizier in franz. Diensten (ca 1500)
Johann Anton Fischer Offizier in holländ. Diensten 1715-1777

xx Mordvogel Schöninger : Lt in holländ. Diensten 1717-1763

Columban Gries gefallen 1698 bei Novara

Silly, Daniel Offizier in russ. Diensten 1717-1763

xx Remond Gorenzland 1572
Feldherr in der Schlacht bei Solothurn

Johann Waser, Landvogt im Thurgau 1584-1585

Rudolf Rahn, Landvogt im Thurgau 1584-1585

Hans Rudolf Rahn, Landvogt im Thurgau 1590

Conrad Escher, Landvogt im Thurgau 1585

Rudolf Escher, Landvogt im Thurgau 1588

Conrad Escher, Landvogt im Thurgau 1588

Hans Escher, Vogt im Thurgau 1447

Johann Escher 1430, Befehlshaber in der Schlacht bei Murten

Wendland Rudolf 1565-1624 Landvogt im Thurgau

Abbildung 39 Ahnen die Landvögte waren. Legende s. S. 168

Kalender
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900

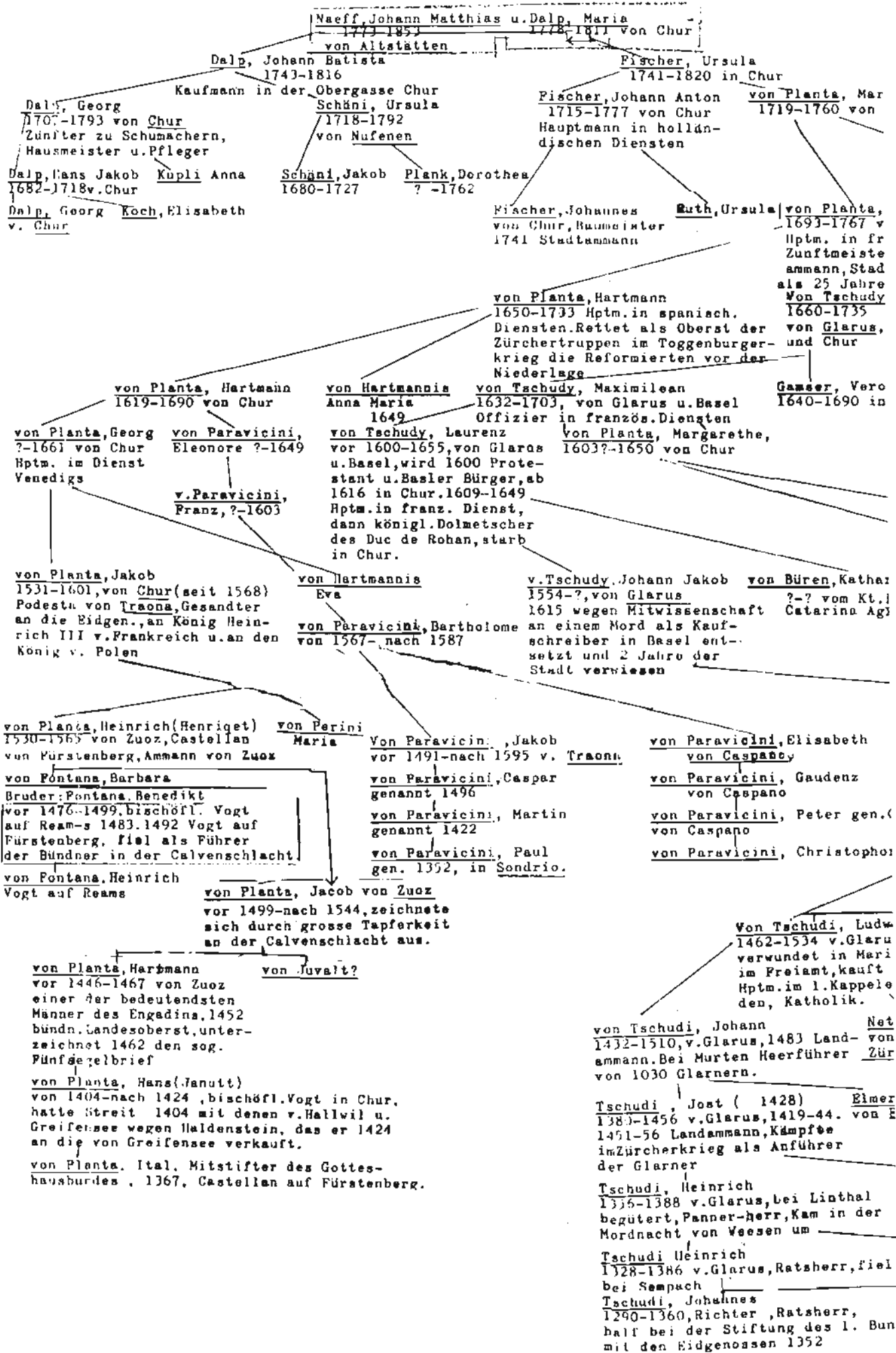


Abbildung 40 Aszendenz der
Maria Naeff-Dalp

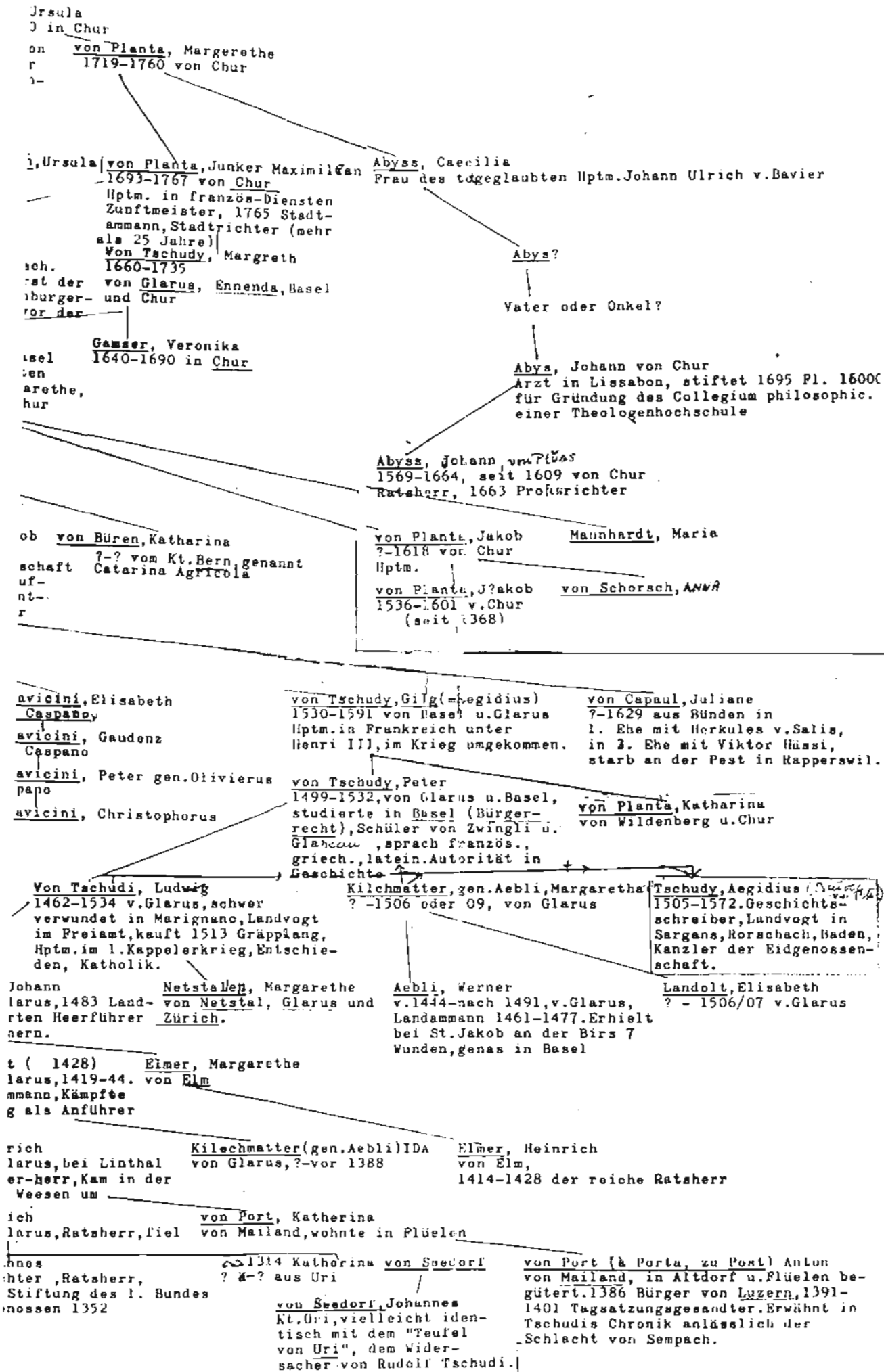




Abbildung 41 Maria Naeff-Dalp 1778-1811
Gattin des Johann Matthias Naeff

Zu Aszendenz Maria Dalp (Abbildung 40):

Die Vorfahren Tschudi bis zum Jahr 1260 hatten das Meieramt, nachweisbar über 11 Generationen bis auf Johannes ca. 870-936, der im Jahr 906 von der Aebtissin von Säkingen zum Meier in Glarus ernannt wurde. Sie nannten sich ab 1128 Tschudi (publiziert in der "Ahnen-tafel" der Geschwister Naeff von Altstätten von Hans Iklé.



Abbildung 42 Frau Anna Naeff-Schachtler
von Altstätten 1749-1829, Mutter von
Johann Matthias Naeff.

IV B. LEBENS LAUF VON JOHANN MATTHIAS NAEFF 1773-1853

ERINNERUNGEN DER ÄLTESTEN ENKELIN WILHELMINE GSELL-LUTZ,
CA 1900 ST. GALLEN

Unter dem Bilde meines lieben Grossvaters stehen die Worte:
"Liebet Euch untereinander!" Wohl das schönste Vermächtnis eines
sterbenden Vaters an seine Kinder. Sein Abschiedswort sei und
bleibe das belebende und beseligende Grundelement in unserer Fami-
lie, und vererbe sich auf Kind und Kindeskind.

Johann Matthias Naeff war der einzig am Leben gebliebene Sohn des
Herrn Matthias Naeff und der Anna Schachtler von Altstätten und
wurde geboren am 28. September 1773. Nachdem er die Altstätter
Schulen benützt hatte, besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung
die Lehranstalten in Zürich, Aarau und Lausanne und widmete sich
dann dem Kaufmannsstande, zu welchem Zweck er einige Jahre in
Genua als Lehrling zubrachte. Nach seiner, durch den frühen Tod
seines Vaters beschleunigten Rückkehr in die Heimat, trat er als
Teilnehmer in das Handlungsgeschäft seiner Mutter und betrieb das-
selbe in Verbindung mit seinem Associé Herrn Labhart, treu unter-
stützt durch Herrn Kubli bis zum Jahre 1808. Er hatte 1802 sein
Haus in der Vorstadt bezogen und widmete sich nun immer mehr der
Besorgung seiner ausgedehnten Besitzungen und den verschiedenen
Beamtungen, zu denen das steigende Vertrauen der Mitbürger ihn
berief.

Schon 1794 wurde er zum Aktuar des evangelischen Verwaltungsrates ernannt und später zum Präsidenten desselben berufen, welche Stelle er von 1818-1826 ununterbrochen bekleidete. Gleichzeitig war er von 1800-1818 Mitglied, und von 1818-1820 Präsident des Schulrates. Zur Zeit der helvetischen Regierung war er Militärkommandant und viele Jahre hindurch erst Mitglied, dann Präsident des Bezirksgerichts, welche Stelle er erst 1826 niederlegte, indem er dann vom Grossen Rat, dessen Mitglied er ebenfalls längere Zeit gewesen war, in den kleinen Rat erhoben wurde, wo er zwar nur ein Jahr blieb, sich aber doch während dieser Zeit wesentliche Verdienste im Finanzwesen erwarb. In allen diesen Stellungen zeichnete er sich durch Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Wo es galt, die Schulen zu verbessern, und die Bildung der Jugend zu fördern, wirkte er freudig mit. Vielfach wurde seine Tätigkeit auch beim Altstätter Kirchenbau längere Zeit in Anspruch genommen. Mit grossem Eifer unterstützte er auch die Bestrebungen seiner Freunde Jacob Laurenz Custer und Dr. J. Naeff, zur Befreiung des Rheintales von seinem Untertanenverhältnis. Wo irgend gemeinnützige, wohltätige Anstalten zu gründen oder zu fördern waren, bot er willig die Hand.

Doch die Hauptquelle seines Glücks, das Hauptziel seines Wirkens war seine Familie. Der 25. Dezember 1796 war der Tag seiner glücklichen Verbindung mit der ihm unvergesslich teuren Maria Dalp von Chur. Gott segnete seine Ehe mit 6 Söhnen und 6 Töchtern, zwei der letzteren starben ganz früh. Von den Söhnen ist nur einer vorgegangen, August Naeff, im Alter von 36 Jahren, tiefbetrauert von den Seinen und einem Kreise von Freunden, denen er durch seine geistigen Vorzüge, durch Offenheit und Frohsinn lieb geworden war. Von den 8 verehelichten Kindern erlebte er 52 Enkel, von denen sich 31 noch am Leben befinden, und 2 Urenkel.

So unaussprechlich glücklich er sich fühlte im Besitz seiner trefflichen Gattin und seiner hoffnungsvollen Kinder, so unsäglich gross war sein Schmerz, als ihm am 17. März 1811 die geliebte Gattin und Mutter infolge ihrer letzten Niederkunft plötzlich entrissen wurde. Aus Liebe zu seinen Kindern blieb er Witwer und betrachtete die Erziehung derselben und die Sorge für ihre Wohlfahrt als die Hauptaufgabe seines Lebens, wobei ihm seine eigene treubesorgte Mutter und besonders eine redliche, verständige Haushälterin "s'Vreneli", die 36 Jahre lang im Haus diente und auch dort starb, mit wahrer Muttertreue behilflich war. Im Glück seiner Kinder suchte und fand er sein eigenes Glück. Kinder und Kindeskinde hingen an ihm mit ganzer Seele. Unvergesslich ist mir die Liebe und Herzengüte des guten Grossvaters, den ich, als älteste Enkelin, in seiner ganzen Geistesfrische und Lebenskraft zu kennen das Glück hatte. Unvergesslich von meinen ersten Lebensjahren an, wo er bei jedem Besuche in Rheineck seinen Enkelchen irgend etwas Gutes unter das Kopfkissen ins Bettchen legte; unvergesslich, wie er bei unsern Ferienbesuchen in Altstätten uns Fussgängern mit einer schnell zusammengerufenen Schaar Vettern und Bäschen stets entgegenkam, bald zu Wagen, bald zu Fuss, und uns überraschte; unvergesslich besonders die Neujahre, die wir immer bei ihm zubrachten.

Am Sylvestermorgen kam, solange ich mir denken kann, Grossvaters Kutscher mit Wagen oder Schlitten. Nachmittags fuhren wir, zuweilen von einem der lustigen, jungen St. Galler Onkels begleitet, singend und spielend das Rheintal hinauf. Droben angelangt, begrüßten wir die lieben St. Galler Verwandten, die über den Ruppen gezogen kamen und suchten dann unsere Zimmer auf. Fast kein Plätzchen im Haus war zu finden, wo nicht ein Bett aufgeschlagen war. In zwei grossen Zimmern lagen Matratzen am Boden, da wurden die kleinen Kinder plaziert und bei Zeiten zur Ruhe gebracht, während die Erwachsenen bei Spiel, Gesang und Nachtessen Mitternacht er-

warteten. Das wunderschöne Geläute Altstätens brachte Ruhe und Stille in die fröhliche Gesellschaft und lautlos wurde den zwölf ernstesten Schlägen gehorcht, die den Schluss des alten Jahres verkündeten. Mit dem letzten Glockenschlage fing das Leben wieder an, und ein Kind nach dem andern wünschte mit einem herzlichen Kuss und warmen Händedruck dem geliebten Vater ein gutes Neujahr. Dann folgten die gegenseitigen Glückwünsche, und zuletzt wurde in die Schlafstube der Kinder gezogen, wo jedes Pärchen die seinen aufsuchte und ein herzliches Gottbehüte auf die Stirnen der kleinen Schläfer küsste. Natürlich wurde immer Alles wach und freute sich, wenn die fröhlichen Onkels die Ueberreste vom Dessert in die Bettchen warfen und sie voll Jubel die Spenden auffingen.

Am Neujahrstag war der schönste Moment die Bescherung: die Onkels stellten die Enkel in Reih und Glied, dem Alter nach; sobald man allein gehen konnte, durfte man mitmarschieren. Der eine Onkel nahm eine Flöte, der andere eine Trommel, der dritte kommandierte, und so zog die Schar hinein in die Stube, wo der liebe Grossvater, umgeben von seinen Töchtern und Söhnen, neben einer grossen Zaine voll Päckchen sass. Eines nach dem Andern wurde gerufen, machte sein Compliment, so gut es gehen wollte, sagte ein selbstfabriziertes Sprüchlein auf: bald ernst, bald heiter, bald kurz, bald lang; nahm sein Päcklein, gab einen Kuss und kehrte an seinen Platz zurück. Manche Träne sah man glänzen in den Augen der Kinder und Erwachsenen, so rührend war diese einfache, uns so unvergessliche Feier. Es ist gewiss keines der Enkel, dessen schönste Jugenderinnerung nicht die Neujahre in Altstätten sind. Und das "Liebet Euch untereinander" ist nicht verklungen, das beweisen die alljährlichen Familienfeste, wo nun bereits die dritte Generation sehr zahlreich vertreten ist.

Das letzte Neujahrsfest war 1853. Die in Altstätten versammelten Kinder und Enkel konnten die Ahnung nicht unterdrücken, dass die-

ses wohl das letzte sein werde. 1847 schon zeigte sich eine Spur von Schlaganfall, die eine leichte Lähmung der Zunge und etwelche Schwächung des Gesichts zur Folge hatte. Allmählich fingen auch die Geisteskräfte des geliebten Vaters und Grossvaters in Folge einer zunehmenden Gehirnerweichung an zu schwinden. Sechs Wochen lag er auf dem Krankenbett, gepflegt von seinen Kindern, die abwechselnd zu ihm eilten, besonders von seiner Tochter Luise, die schon seit vielen Jahren ihm die Haushaltung führte. In schmerzloser Ruhe, umgeben von den Seinen, schlummerte er sanft und ruhig hinüber am Hohendonnerstag, den 29. März 1853, morgens um 2 1/2 Uhr, im Alter von 79 Jahren, 5 Monaten und 24 Tagen.

Er ist gestorben, aber im Herzen der Seinen lebt er fort, und sein Segen waltet über seinem:

L i e b e t E u c h u n t e r e i n a n d e r !



Abbildung 43 Postkarte vom Familienfest 1913.
J.M. Naeff und das von ihm erbaute Haus in Altstätten
(heute Kantonalbank).

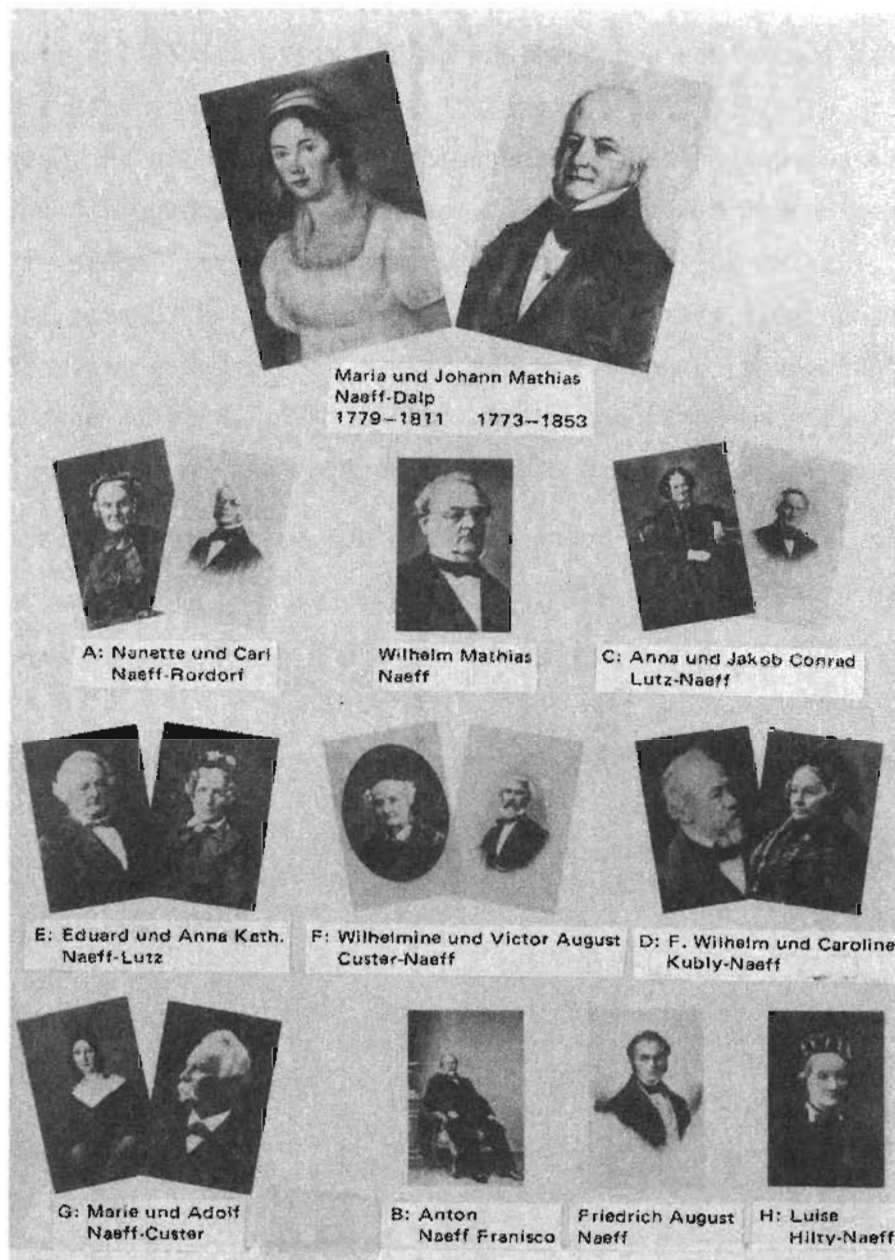


Abbildung 44 J.M. Naeff-Dalp und seine Familie

IV C. SÖHNE UND TÖCHTER VON JOHANN MATTHIAS NAEFF

1773-1853 UND SEINER EHEGATTIN MARIA DALP 1778-1811

1. VERZEICHNIS DER SÖHNE UND TÖCHTER VON JOHANN
MATTHIAS NAEFF-DALP

Carl Johann Baptist Naeff Anna (Nanette) Rordorf	1797 - 1862 1802 - 1880	(1823)
Johann Anton Naeff Maria Franisco	1800 - 1867 1810 - 1880	(1830)
Wilhelm Mathias Naeff	1802 - 1881	
Anna Naeff Jakob Conrad Lutz	1803 - 1887 1797 - 1870	(1822)
Johann Eduard Naeff Anna Catharina Lutz	1804 - 1886 1811 - 1892	(1831)
Friedrich August Naeff	1806 - 1842	
Ursula Maria Caroline Naeff Felix Wilhelm Kubly	1807 - 1886 1802 - 1872	(1831)
Wilhelmine Naeff Victor August Custer	1808 - 1883 1797 - 1862	(1833)
Ferdinand Adolf Naeff Augusta Maria Custer	1809 - 1899 1817 - 1850	(1840)
Albertine Luise Naeff Christian Friedrich Hilty	1811 - 1890 1809 - 1835	(1833)

2. DIE KINDER DES JOHANN MATTHIAS NAEFF

DARGELEGT 1939 VON CLARA WILD-GSELL UND
MARIA GSELL-BAERLOCHER

Fast alle Onkel und Tanten der alten Generation habe ich noch gekannt und geliebt.

Der Aelteste, Carl Naeff-Rordorf, 1797-1864, die Stütze des alten Vaters, ein sanfter, milder, liebevoller Charakter, dem es im Leben geschäftlich nicht gelingen wollte, war eine Zeit lang mit seinem Schwager Conrad Lutz in Rheineck associert. Der treue Gatte und Familienvater, geliebt von den Seinen, starb im Jahre 1864. Seine Frau, Nanette Naeff-Rordorf von Zürich, 1802-1880, stand ihm liebevoll zur Seite und musste ein langes Witwendasein im Hause ihrer Tochter durchleben und durchkämpfen. Sie hatte etwas Aristokratisches und Feines, das uns Jungen Respect einflösste --- wie die grosse, grüne Stube mit den vielen Familienbildern an den Wänden. Von seinem Talent für die Malerei zeugen jetzt noch Bleistiftskizzen, liebe Bilder aus dem Familienleben. Drei Generationen lebten in dem Haus mit dem grossen Erker. Die Witwe ihres Sohnes Carl Naeff-Jakob* mit drei Kindern fanden dort ihre Zuflucht.

* Von Carl Naeff-Jakob hat die Schwester Ida Aepli-Naeff, 1829-1904, einen Sohn Aepli-Weber, 1852-1916, von dem die Familien Kriesemer und Vonwiller abstammen. Der Bruder von Carl Naeff-Jakob war Junker Naeff-Biwiler, 1836-1885, mit den Kindern Wegelin-Naeff (mit Schwiegersohn Ganz-Wegelin) und Naeff-Stocker mit Kindern Bachmann-Naeff und Katharine Naeff, sowie Naeff-Wolff mit Kindern Naeff-Daeniker und Naeff-Sebes (s.S. 28).

Alle liebten Grossmama im schwarzen Seidenkleid; aber sie mussten sich gesittet betragen, was den lustigen Dingen gewiss nicht immer leicht fiel.

Der Zweitälteste, Anton,^{*} 1800-1867, besuchte wie seine Brüder die Kantonsschule in Aarau und kam als Kaufmann früh in die Welt hinaus: nach Nürnberg, Budapest und sesshaft nach Cilli in der grünen Steiermark. Dort stand er einer Kunstmühle vor. Familienbriefe nach und aus jenen Städten zeigen die grosse Familienliebe, die vom Vater gesät, in den Geschwistern aufblühte. Seine Frau, Maria Franisco, 1810-1880, die rundliche Tante Marie genannt, hatte einen köstlichen Humor und wusste immer etwas Lustiges zu erzählen. Auch sie war viele Jahre Witwe und verbrachte ihre letzten Zeiten in Innsbruck, wo sie eine verheiratete Tochter und liebe Enkelkinder hatte. Ihr Temperament vererbte sich sichtbar auf Enkel und Urenkel. Wienerblut passte gut in die Naeffen-Familie; nur dass man am helllichten Werktag Backhändel wünschte, gefiel dem Schwiegervater nicht so recht.

Der dritte Sohn, Wilhelm, 1802-1882, erreichte von den Naeffenbrüdern die höchste Stufe, die ein Schweizer erringen kann: er wurde Bundesrat (von 1848-1875) und hatte das Postwesen unter sich. Zuerst war er Regierungsrat und Ständerat gewesen. Er studierte in Heidelberg, wo sein Name noch in den 20er Jahren auf dem berühmten Tisch "zum grauen Pelz" eingraviert zu sehen war, neben dem seines Mitschülers Dr. Weder von Oberriet. Ein guter Humor war ihm eigen, den er in der Familie oft spielen liess. So frugen wir ihn einmal: "Welch Gesicht machst Du eigentlich, in Bern, im Bundeshaus?" Wir standen gerade im Garten, vor dem Kuhstall. "Kommt nur, ich will's Euch zeigen; aber wartet, bis ich

* Nachkommen Bachmann, weitere in Ungarn und Lantschner in Innsbruck.

rufe!" Wir waren sehr gespannt und mussten herzlich lachen, als der würdige Onkel mit einer Kuhglocke angetan aus dem Fensterchen guckte, ein lautes "Muh" ertönen liess und die Zunge herausstreckte. --- Er gründete keinen Hausstand und wohnte auch nach seinem Austritt aus dem Bundesrat im Bernerland, wo er nach langer, schmerzhafter Krankheit in Muri bei Bern starb. Dort liegt er auch begraben, und wer von uns ins Bernbiet geht, besucht die Epheu-umrankte Stätte.

Als viertes am Leben gebliebenes Kind und erstgeborenes im Altstädterhaus, mit den schweren Ketten und dem breiten Rundbogenportal, kam die Anna, 1803-1887, auf die Welt, unser lieber Grossmütterli. Anno 1811 starb den 10 Kindern die geliebte Mutter hinweg. Eine treue Magd, das Vreneli, und die Grossmutter Naeff-Schachtler teilten sich mit dem vielbeschäftigten Vater in die Erziehung. Anna kam nach Chur zur Tante Bavier-Dalp und verliebte dort sechs glückliche Jahre. Wie köstlich schildert sie diese in ihrem 78. Lebensjahr! Nach einem Aufenthalt in Lausanne, in der Bourdonette, kehrte sie ins Vaterhaus zurück und hatte die schwere Aufgabe, den Geschwistern eine Mutter zu sein. Mit 21 Jahren gründete die Liebliche einen Hausstand mit Jacob Conrad Lutz, 1797-1870 in Rheineck, im alten Lutzenhaus im Städtli mit den zwei Erkern, in welchem sie Freud und Leid erlebte. Ziemlich früh trat ein Gehörleiden ein, und der geliebte Gatte, ein tüchtiger Kaufmann und Kantonsrichter, musste Jahre lang eine Gemüts-Krankheit ertragen mit ihm seine Familie. "Seht die Blumen am Weg, dann kann man immer wieder fröhlich sein" sagte Grossmütterli oft zu uns. (s.S. 261 ff)

Eduard,* 1804-1886, der vierte Sohn, machte seine ersten med. Fachstudien in Heidelberg, die er in Göttingen fortsetzte und in Paris vollendete. Im Jahre 1828 bestand er in St. Gallen vor der kanto-

* Zu Eduard: Nachkommen Haltiner und Tagmann.

nen Sanitätsbehörde die staatliche Prüfung. Dann nahm er die Praxis in Altstätten auf, wo er volle 24 Jahre auch als Bezirksarzt amtete und das weithin bekannte Impfdépôt innehatte. Er war ein weichherziger, liebevoller Mensch, geschätzt als Charakter, wie auch in seinem Beruf. Mit Katharina Lutz, 1811-1892, aus Rheineck zog er ins väterliche Haus. Seine grosse Wohnstube, mit den Ahnenbildern von Chur und Altstätten und dem Blick auf die Kirche, sind noch unvergessen. Er hatte eine weiche Hand: dies erfuhr ich damals, als er mir ein Loch im Kopf zunähen musste, als Abschluss schöner Rheinecker-Ferien. Eine langwierige Krankheit, Altersbrand, ertrug er mit bewundernswerter Geduld.

Die Tante Katherine (Kubly-Naeff) verlebte nach dem Tode ihres Mannes noch manche Jahre im alten Heim, wo im obern Stockwerk eine verheiratete Tochter (Frieda Haltiner-Naeff) wohnte. Sie war eine bildschöne Frau, zitterte aber frühzeitig stets mit dem Kopfe, dass ihre Locken baumelten, was uns Kindern ungemein sonderbar vorkam.-

Friedrich August Naeff, 1806-1842, der fünfte Sohn, ein sehr begabter Mensch, war der Stolz und die Freude seines Vaters und der ganzen Familie. Er besuchte die Hochschulen Göttingen und Heidelberg, wo er Jurisprudenz studierte. In der Heimat wurde er sehr bald in den Verfassungsrat gewählt, dann zum Sekretär des Departements des Aeussern ernannt, zuletzt war er als "Amtskläger" (Amtsanwalt) tätig. Als begabter Journalist schrieb er in den damals viel gelesenen "Erzähler" und gründete den "Rheintaler Boten". Der geistvoll-ideale Mensch starb, erst 36 Jahre alt, an einer Gehirnentzündung; tief betrauert von allen, die ihn kannten.

Die zweite Tochter Caroline,* 1807-1886, ein lebendiges und gescheites Wesen, kam und blieb (nach ihrer Ausbildung im Schneider'

* Caroline Kubly-Naeff, 1807-1886, ihr Gatte Wilhelm Kubly, 1807, Architekt und Erbauer der Kantonsschule St. Gallen, der Kirchen von Wattwil und Trogen und weiterer neoklassizistischer und heute

schen Institut in Altstätten und in Lausanne bei der Familie Creux) in ihrem Heimatstädtchen, wo sie den jungen Architekten Felix Wilhelm Kubly, 1802-1871, kennen und lieben lernte. Da waren nun zwei Braut-Paare zugleich im Haus: Eduard, Dr. med., hatte sich mit seiner Katharine Lutz verlobt. Es muss eine lustige und frohe Zeit gewesen sein, wie man aus den Briefen an Bruder Anton schliessen kann. Sie machten im väterlichen Gefährt miteinander die Hochzeitsreise. Das Architektenpaar blieb länger bei den Kunstschätzen Italiens. Das Doctorpärlein musste heim zur Praxis. Nachher zog es den tüchtigen Architekten in die Hauptstadt (nach St. Gallen), wo viele Bauten von seinem Schönheitssinn Zeugnis geben. Das Heim des Kubly'schen Ehepaars wurde der Sammelplatz alter und junger Familienglieder; der ideale und künstlerische Sinn des Eneherrn, der humorvolle und bodenständige der Hausfrau gaben einen guten Klang. Als der getreue Gatte 1871 starb, fing ihre Gesundheit nach und nach zu wanken an, aber noch durfte sie bei ihrer verheirateten Tochter (Hedwig Weydmann) im alten, schönen Seidenhof und nachher mit ihrem Sohn (Felix Kubly) an der St. Leonhardstrasse liebe Jahre verleben (gest. 1886). Mit der Kinderlehre versammelten wir jungen Mädchen uns bei ihr und sangen Kirchenlieder. Immer wusste die alte Tante etwas Köstliches zu erzählen, von ihr stammt der Ausspruch: "Was wäre ein G'schichtlein, wenn man nicht noch etwas dazu täte!" Sie hatte eine herrliche Phantasie und einen träfen Witz. Mich brachte die schon recht Kranke in einige Verlegenheit, als ich ihre schönen schwarzen Haare rühmte. Lächelnd hob sie die Perücke vom Haupt und sagte: "Sus so gschid

sehr geschätzter Bauten der Ostschweiz. Von seiner Tochter Hedwig Weydmann-Kubly, 1842, stammen die Nachkommen der oben erwähnten Familie David durch deren Tochter Hedwig, 1865, ab, während die Tochter Esther, 1872, im schönen Gut Weidhof am Bodensee bei Münsterlingen über 90 Jahre alt wurde und von ihrem grossen Freundeskreis sehr geschätzt wurde (gest. 1967).

und jetzt so domm!" Einst war Mama Röteli mit ihr in der Kirche und sah, wie über Tantes Gesicht plötzlich ein heller Schein ging. Auf dem Heimweg frug meine Mutter: "Säg mer doch, was für en schöne Gedanke ist Der in Sinn cho? Du häst so g'strahled!" "Jo weisst, Wilhelmine, i han halt denkt: morn gib i em Kubly Surchrut und Schwinigs!"

Nicht weniger geliebt und ebenso voll Mutterwitz war die Tante Wilhelmine, (Custer-Naeff) 1808-1880, in der Ebni. Dieses heimelige Haus, mit dem gepflasterten Platz und dem schön gepflegten Gärtlein voller Blumen in den Buchs-eingefassten Beeten vor der Front, einer grossen Wiese auf der Seite, lag am Ende des Städtchens Rheineck. Klassische Züge und schöne Augen machten Tantes Gesicht zu einer Augenweide. Ihr ernster Mann Victor August Custer,* 1797-1872, freute sich gewiss täglich an ihrem heitern Wesen und ihrer Schönheit. In sein Tagebuch schrieb er zwar: "Die Naeffen sind Epicuräer, aber wir, Wilhelmine, wir wollen einen einfachen und bescheidenen Hausstand führen!" Ja, Lebenslust war den Naeffen eigen; nie auf Kosten anderer, höchstens um ihnen Freude zu machen. So spielte die alte Generation der jungen einmal einen lustigen Streich: als Regierungs- oder sonst Räte kehrte sie jeweils Samstags über den Ruppen heim ins Altstädterhaus und machte stets im Schäfli in Trogen Halt. Dort war ein kluges und schönes Wirtstöchterlein, das später in die Familie kam. Die fröhlichen Herren baten es, in den Mistkrug Champagner zu giessen und diesen zu kredenzen, wenn Söhne und Neffen zum Einkehren kämen. So geschah's! Diese merkten es nicht oder taten wenigstens so und er-

*Victor August Custer: Zahlreiche Nachkommen in der Schweiz und in Argentinien. Von den Kindern August Custer-Wiget 1852-1915 sind Enkel Werner Custer-Cornut und Max Custer-Briner, die im Jahr 1983 das Familiengut "Schloss Grünenstein" ob Balgach wieder erwarben. Kinder Emma Baerlocher-Custer 1847-1919, deren Enkel Baerlocher-Frei den "Löwenhof" in Rheineck besitzen.

zählten nach ihrer Ruppenwanderung begeistert von dem ausgezeichneten Most. --- Wie gerne besuchten wir stets die Tante und den Onkel Custer, den ich mir nur im Lehnstuhl sitzend vorstellen kann. Der Tod des Gatten zerriss das Eheband; noch manche Jahre musste die liebe Tante weiterleben, besucht und geliebt von Kindern, Kindeskindern und Verwandten. "No immer lustig und vergnügt, Ihr Moatla", sagte sie stets, wenn wir zur traditionellen Morgenschokolade in die Ebni kommen durften.

Der jüngste Sohn Adolf, 1809-1899, hatte das schwere Schicksal, seine geliebte Frau Marie Custer, 1817-1850, aus dem alten Patrizierhaus zur Rose in Rheineck, an den Pocken zu verlieren und mit vier Kindern allein zurückzubleiben. 1850 zog er in das Haus, wo seine Schwester Caroline wohnte. Harmonisch und schön verliefen für Gross und Klein die fünf Jahre des Beisammenseins. Nachdem er die Technischen Hochschulen von München und Wien in den Studienjahren besucht hatte, war er in seiner Heimat als geschätzter Ingenieur viel unterwegs bei Strassenbau und Bergbahnen --- ein Pionier der Technik! Mit Stolz führen wir von Vitznau auf den Rigi. Ingenieur Riggerbach, Ing. Zschokke und Adolf Naeff waren die Erbauer der kühnen Bahn. Für Kunst und Wissenschaft war er ebenfalls voller Interesse, und machte mit Kindern und Enkeln manche Reise, um ihnen das Schöne zu zeigen. Auf dem Schäflisberg, ob der Klosterkirche, schuf er sich und den Seinen ein richtiges Familienheim. Alt und Jung waren dankbar, dort einkehren zu dürfen. Mir ist der Kinder-Montag aus frühester Jugendzeit in lieber Erinnerung geblieben: an diesem durfte einmal im Jahr die Kinderschar der Neffen und Nichten zum Mittagessen kommen, an welchem es wundergute Sachen gab. Unsere Kinder freuten sich besonders an dem plätschernden Brunnen auf der Terrasse und an dem Baum, auf welchem man mit einer Leiter hinaufstieg, wo man sich auf einem Bänklein ungemein wohl fühlte. Der untere Garten mit dem

Springbrunnen und den Tonfiguren: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, sowie das grosse Gartenhaus, in dem man manchmal "Z'vieri" trank, waren weitere Anziehungspunkte.

Die ehrwürdige Gestalt, stramm auf der Strasse; behaglich im Schlafrock daheim, das schöne Hühnervolk fütternd und hie und da: "Tüfel, Tüfel, Tüfel!" vor sich hinbrummelnd, wenn etwas nicht in Ordnung war, ist mir ein bleibendes Bild. Der liebe Onkel wurde über 90 Jahre alt. Drei Generationen brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Unvergesslich ist mir sein Anblick, verstummt für immer, im grossen Saal des Schäflisberg.

Der Reigen der 10 Kinder aus dem Altstädterhaus schloss Luise, 1811-1896, die Blonde. Schwer war der Tag ihrer Geburt: sie kostete der Mutter das Leben und brachte tiefes Leid in das glückliche Haus. Diese Jüngste war wohl die fröhlichste von allen Geschwistern und als Kleinste auf Händen getragen. Viel Schweres musste sie erleben: ihr Gatte Friedrich Hilty, Dr. med., 1809-1836, starb ganz unerwartet nach kurzer Krankheit. Die arme, junge Witwe zog mit ihrem Töchterlein ins Vaterhaus, und beide blieben bis zum Tode des lieben Vaters der Sonnenschein des Hauses. Da führte sie das Schicksal fort aus der Heimat.

Ihre Tochter Maria heiratete* ins Schwabenland. Zuerst gings nach Heilbronn, der alten, schönen Stadt am Neckar, dann nach Stuttgart. Die Mutter und Grossmutter wurde der Mittelpunkt der Familie, und wer von Verwandten aus der Schweiz das liebe Ländlein aufsuchte, fühlte sich bei Feyerabends stets daheim.

Ein Bild vom Familienfest 1879 auf Hohenrain (25. Jubiläum) liegt vor mir. Da sitzen die vier Naeffen-Schwestern mit ihren Locken und den schönen Hauben im Vordergrund; die gescheite Caroline

* Carl Feyerabend, 1829-1903. Enkel sind die Familien von und zu Weiler-Feyerabend, Frau Wohler-Feyerabend, Wildermuth-Feyerabend, Kleinmann-Feyerabend.

Kubly, die liebliche Anna Lutz, die schöne Wilhelmine Custer und die lustige Luise Hilty, umgeben von Kindern und Enkeln. Jetzt, 1939 sind wir die alte Generation. Die Liebe zur Familie ist nach dem Wahlspruch und Vermächtnis des Johann Matthias Naeff: "Liebet Euch untereinander, wie ich Euch geliebet habe!" geblieben, und nach dem Goethewort wollen wir handeln:

Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es, um es zu besitzen.

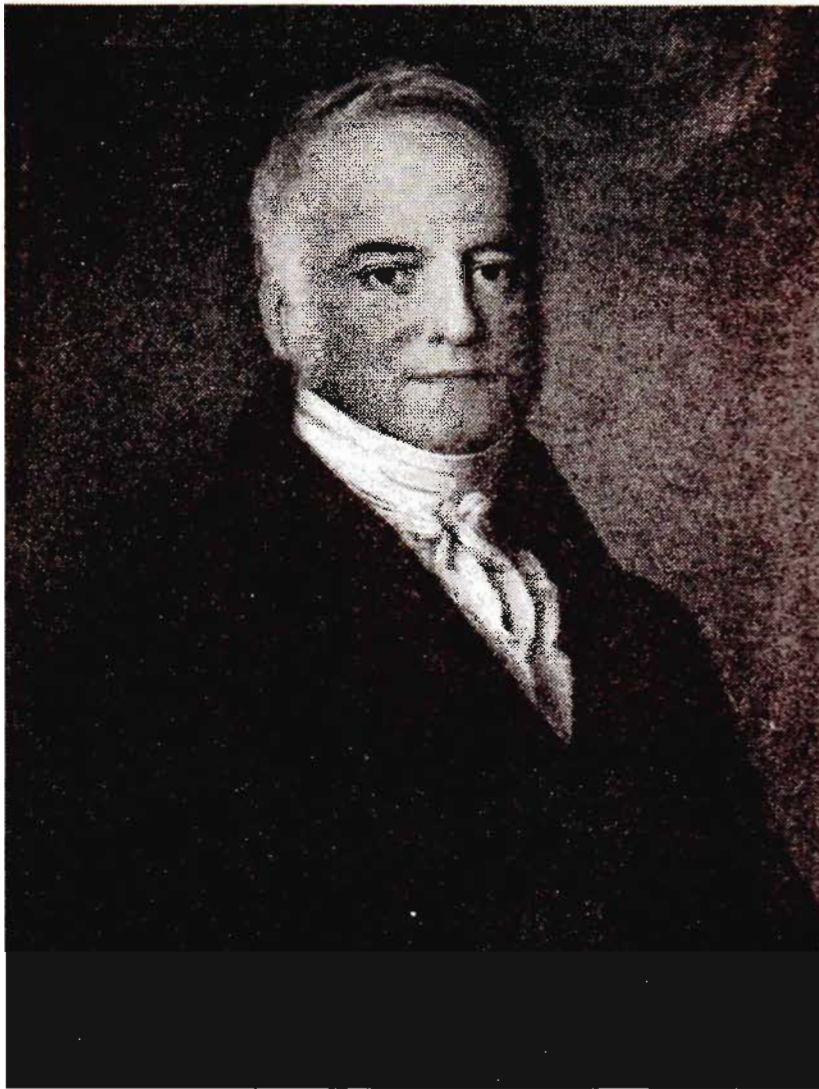
3. FAMILIENFESTE IN ALTSTÄTTEN

Im Gedenken an den Urgrossvater, Johann Mathias Naeff, hatten seine Kinder, die mit seltener Liebe ihr Leben lang zusammen hielten, ein erst nach der Erbteilung eingegangnes Guthaben als einen kleinen Fond bestimmt, um jedes Jahr im Sommer mit ihren Nachkommen einen frohen, gemeinsamen Tag zu verleben. Es bildete sich ein genauer Rythmus heraus. Im Frühling fand bei einem der Geschwister in Rheineck, Altstätten oder St. Gallen, die Vorbesprechung statt. Schon zum Mittagessen wurden von jedem Stamm zwei Abgeordnete erwartet. Dort wurde der Ort und Tag des Festes bestimmt und das Comité, zwei Herren und zwei Damen gewählt. Diese hatten alles vorzubereiten.

Man wählte irgendwo im Unterrheintal oder in der Bodensee Gegend einen gut erreichbaren ebenen Waldplatz aus. Es musste ein Wirtshaus in der Nähe sein, dessen Wirt die Aufstellung von Bänken und Tischen und die Lieferung von Steinen für den Herd, von Kohlen, Würsten, Getränken etc. übernahm.

Dort wurde am festgesetzten Tag das unvergessliche, poetisch fröhliche Waldleben, das Wiedersehen mit all den Vettern und Basen, oft auch solche aus dem Ausland, gefeiert. Das Bild des Ahnen wurde immer mitgebracht und an einem Baum befestigt. Auch die Spissli, die immer unser August machte, 1 meter lange dünne Holzspiesse, und viele Pfund Ochsenfilet wurden mitgenommen. Sie wurden in kleine, dünne, lange Stücke zerschnitten, von den Frauen geklopft, gesalzen, an die Spiesse gesteckt und auf einem selbst

Abbildung 45 Fest einer Sippe.
Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung, 26. Juni 1954



Johann Mathias Naeff, 1773—1853 / Gemälde von F. M. Diogg

Fest einer Sippe

DAS NAEFFENFEST

Von Gotthard und Annemarie Schab-Custer

An einem dieser Junisamstage wird ein Fest gefeiert, zu dem Familie um Familie, an die dreihundert verwandte Menschen, ins Rheintal, die ursprüngliche Heimat aller, fahren, weil ihre Vorfahren vor hundert Jahren solches planten und wünschten: sie finden sich im Walde bei gebratenem Fleisch und in selbstverständlicher Geselligkeit; ein Zusammengehörigkeitsinn und das Gefühl des gemeinsamen Herkommens verbindet sie, sie, die sich im Alltag kaum mehr treffen.

Es lebte von 1773 bis 1853 im rheintalischen Altstätten ein rechtschaffener und gütiger Mann, Johann Mathias Naeff, der seine zehn Kinder in solch fröhlicher Familiengemeinschaft aufzog, daß sie später mit eigenen Kindern und Enkeln immer wieder nach Altstätten ins väterliche Haus heimkehrten, um einen Festtag lang Sippe im umfassenden Sinne von einst zu sein. Vater, neun Kinder, zweiundfünfzig Enkel und zwei Urenkel waren es 1853.

Als Johann Mathias Naeff gestorben war, legten die Naeffen-Geschwister eine Summe auf die Seite und beschlossen, den Ertrag dieses Fonds für eine alljährliche Zusammenkunft aller Nachkommen ihres Vaters zu verwenden. Die

Festes g
artige I
fen sich
ganz v
erstem.
Jahr, in
Durch
berge d



Naeffsches Kindermedaillon

Summe war klein, nur gerade der Festwein konnte jeweils aus den Zinsen bestritten werden; es war eine Art symbolische Grundlage mit fast magischer Wirkung, die die Regelmäßigkeit des

Matten
den Ufer
sie gemei
den Fest
Karossen
Waldlich.
Zeit die
der Duft
blauen o
oft wura
Küchlika
«à la fou
das die
schiedstr
das Wohl
in einer

Da st
ersten sie
senschaft
Reibe, u



An einem dieser Junisamstage wird ein Fest gefeiert, zu dem Familie um Familie, an die dreihundert verwandte Menschen, ins Rheintal, die ursprüngliche Heimat aller, fahren, weil ihre Vorfahren vor hundert Jahren solches planten und wünschten: sie finden sich im Walde bei gebratenem Fleisch und in selbstverständlicher Geselligkeit; ein Zusammengehörigkeitssinn und das Gefühl des gemeinsamen Herkommens verbindet sie, die sich im Alltag kaum mehr treffen.

Es lebte von 1773 bis 1853 im rheinischen Altstätten ein rechtschaffener und gütiger Mann, Johann Mathias Naeff, der seine zehn Kinder in solch fröhlicher Familiengemeinschaft aufzog, daß sie später mit eigenen Kindern und Enkeln immer wieder nach Altstätten ins väterliche Haus heimkehrten, um einen Festtag lang Sippe im umfassenden Sinne von einst zu sein. Vater, neun Kinder, zweiundfünfzig Enkel und zwei Urenkel waren es 1853.

Als Johann Mathias Naeff gestorben war, legten die Naeffen-Geschwister eine Summe auf die Seite und beschlossen, den Ertrag dieses Fonds für eine alljährliche Zusammenkunft aller Nachkommen ihres Vaters zu verwenden. Die

Festes gewährleistete und so eine eigenartige Tradition schaffen half. 1854 trafen sich die Verwandten — schon mit ganz verschiedenen Namen — zum erstenmal, und von da an fast Jahr für Jahr, immer in der Nähe der Heimat. Durch die Obstbaumwiesen und Rebberge des Rheintals, über die grünen

freundlichste Gesicht machen konnte, da galt Kinderfreiheit, keine Mutter wurde gefragt, und wenn man auch zehn Stück Torte aß, und da wurde gesungen, und die vertrauten Lieder vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht und mit ihnen eine tiefe Anhänglichkeit ans Familienfest. — Seit Generationen überlieferte



25 Jahre nach dem ersten Fest



Naeffsches Kindermedaillon

Summe war klein, nur gerade der Festwein konnte jeweils aus den Zinsen bestritten werden; es war eine Art symbolische Grundlage mit fast magischer Wirkung, die die Regelmäßigkeit des

Matten des Appenzellerlandes und auf den Uferwegen des Bodensees wanderten sie gemeinsam in langem Spaziergang in den Festwald, die Aeltesten wurden in Karossen hingefahren. Aus wie vielen Waldlichtungen stiegen im Laufe der Zeit die Räuchlein der Feuerstellen und der Duft des «Zigeunerbratens» in den blauen oder grauen Himmel, und wie oft wurde nach dem nachmittäglichen Küchlikaffee der Frauen und dem Diner «à la fourchette» von mehreren Gängen, das die Männer verspeisten, ein Abschiedstrunk kredenzt, «von Einigen auf das Wohl der Andern», wie es so hübsch in einer alten Aufzeichnung heißt!

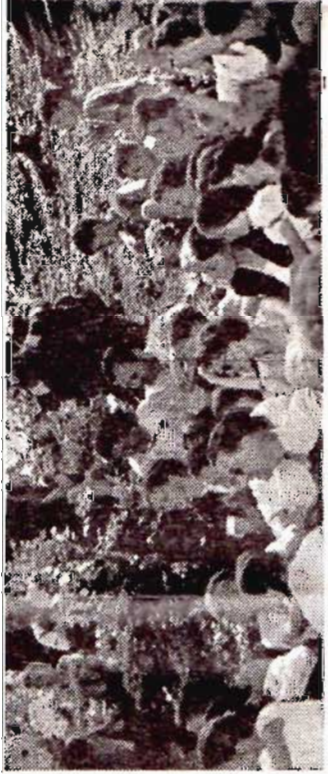
Da stellte Onkel Wilhelm, einer der ersten sieben Bundesräte der Eidgenossenschaft, alle seine Nichten in eine Reihe, um festzustellen, welche das

festliche Familientage sind heute selten, ragen als eine Art Kuriosum in unsere flüchtige Zeit. Gibt es aber Reizvolleres, als wenn ein Fest, das an sich wie ein Feuerwerk für den Augenblick da ist, zugleich nach Vergangenheit und Zukunft hinschauen kann, wenn der Vater, der die Kinder zum erstenmal mitbringt, sich selber sieht als Knaben an der Hand des Großvaters, wenn die jungen Mütter mit den kleinen Töchtern heute schon spüren, wie sie einst als Generationen überblickende Großmütter das Familienfest in neuer Weise genießen werden. Vielleicht täte es auch unserer Zeit gut, wenn moderne Familien, so wie die bedächtigeren Vorfahren des letzten Jahrhunderts, Heiterkeit und Kraft fänden, eine auf Dauer und Bestand hinielende Familienfesttradition zu gründen.

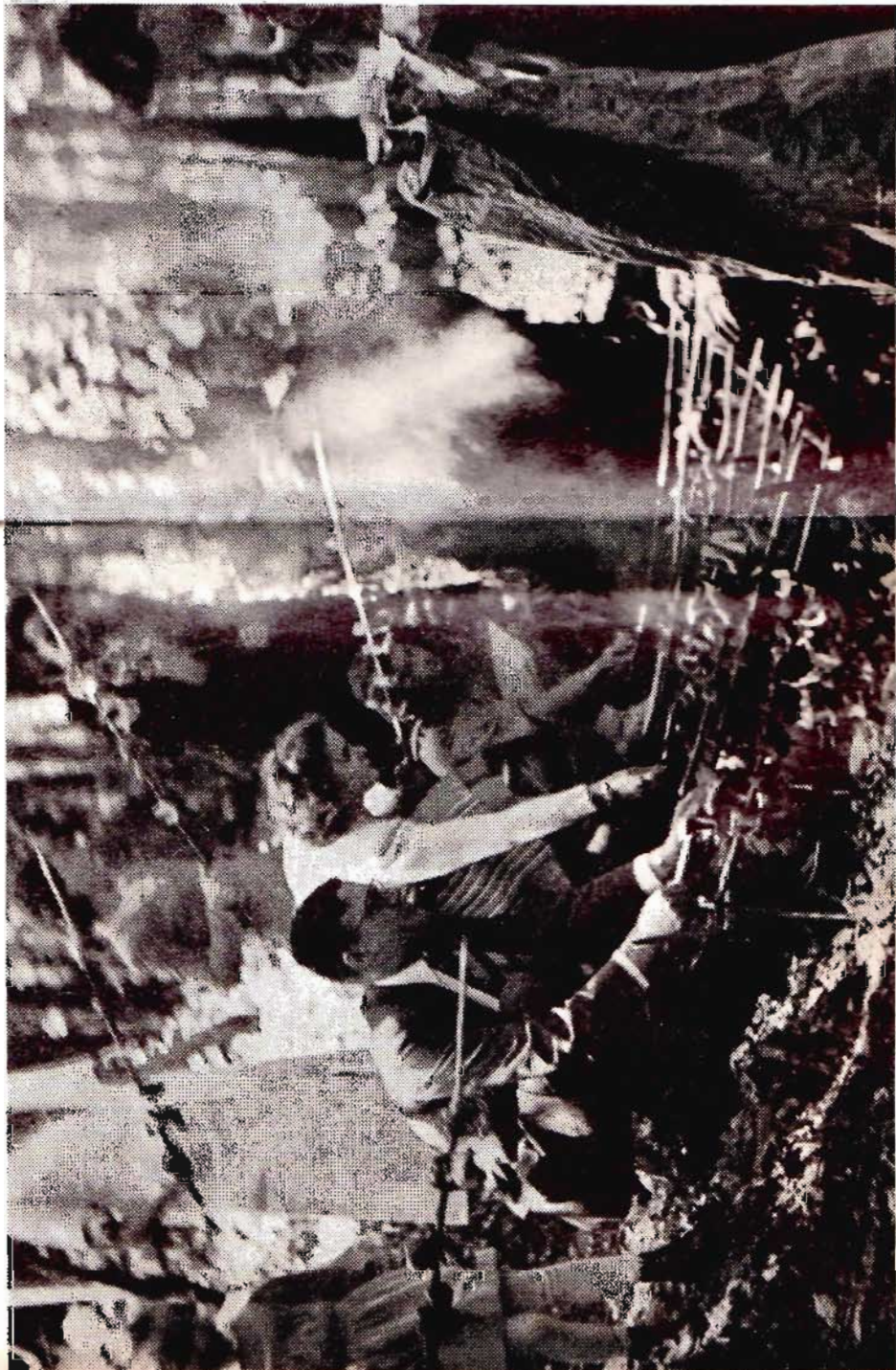




Die Frauen klopfen das Fleisch



Im Altstätter Forst hängen die Bilder der Stammeshäupter an den mit Familienfarben beringten Bäumen



Der Zigeunerbraten über dem Feuer



Die Kinder halten die besteckten Bratspieße bereit

aufgebauten Herd über Kohlenfeuer gebraten -, und der Zigeuner war fertig und wurde mit Genuss verzehrt.

Dann erklangen die altvertrauten Lieder, von Alt und Jung gesungen. Für die Kinder wurden Wettspiele veranstaltet, bei denen man schöne Preise gewann, --- vielleicht auch von irgend einem ein kleiner Scherz aufgeführt.

Nachmittags wanderte die ganze Gesellschaft in ein in der Nähe gelegenes Wirtshaus oder Hotel und erlabte sich an gutem Z'vieri. Damals war es noch Sitte, dass die Herren Wein und Aufschnitt die Frauen aber und die Kinder Kaffee und Gebäck bekamen. Es spielte eine Ländlerkapelle, es gab Tanz und Aufführungen. Müde und glücklich kehrte man Abends heim.

Feierlich war es am hundertsten Geburtstag des Urgrossvaters, 28 Sept. 1873. Ich war ein kleines Meiteli, man durfte erst ans Familienfest wenn man in die Schule ging. Damals versammelte sich die ganze Familie im Urgrossvaterhaus in Altstätten, das bekränzt und mit Sprüchen geschmückt war. Nach dem Besuch des Grabes wanderte man auf das Burgfeld, die ebene Wiese zu Füssen der Burg Lüchingen, die noch nicht wie heute durch die Heidenerstrasse durchschnitten war. Dort am Mäuerlein über den Reben war der Zigeunerplatz, wickelte sich das ganze frohe Leben ab. Ein Festzug der III. Generation erfreute die älteren Familienglieder. Zuerst der Stammhalter mit einer weissen Fahne, darauf der Spruch des Vaters: Liebet euch untereinander! Dann alle Kinder mit Fähnlein auf denen Sprüche standen für jede Familie der II. Generation. Ich trug das Fähnlein für meine Eltern mit dem Spruch:

Aus Alt St. Gallen ein junges Reis
Wächst fröhlich empor zu Gottes Preis.
Dort treibt aufs Neue manch junge Blüt
Das frische frohe Naeffengemüt.